

hEft

für literatur, stadt und alltag

#27 · Januar 2012

verlorene
EIER



Dein Text, deine Bühne, deine LEA!♥

Du schreibst und willst deinen Text lesen?
Dann schicke eine Textprobe an lea@eburg.de und melde
dich an! Auf der Bühne hast du 10 Minuten Lesezeit.

Mi, 11.01. / 08.02. / 14.03. 2012, jeweils 20 Uhr,
Café DuckDich Engelsburg Erfurt



hEFt in die Hand

Offene Redaktion

» am 1. Februar » um 19:30 Uhr » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

» immer mittwochs » 17 bis 19 Uhr
» Alte Salinenschule, Salinenstraße 141
(Ecke Magdeburger Allee)

» Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 27 (8. Jg.), Januar 2012 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Kerstin Wölke » Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolphy, Johannes Smettan » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 11, 28 und 29 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 2. April; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. Februar.

hEFt wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

wir müssen uns an dieser Stelle schon einmal entschuldigen: Es gibt in dieser Ausgabe keine Rubrik »Aus der Provinz«. In schöner Regelmäßigkeit fuhren wir in der Vergangenheit durch unser schönes Thüringer Land, um Städte abseits der Impulsregion und deren Kulturaktivisten zu besuchen. Das muß dieses Mal leider ausfallen. Der Grund ist denkbar einfach: Wir konnten uns nicht entscheiden. Fahren wir nach Apolda oder Mühlhausen, nach Meiningen oder Hildburghausen? Oder Isserstedt? Das war uns dann doch zu heiß. Trotzdem muß niemand auf Berichte aus den Thüringer Regionen verzichten. Wir berichten exklusiv über eine Suhler Provinzposse, die schon seit einigen Wochen die Region erschüttert. Titel: Die Nackte und die VHS. Mehr dazu von unserer Reporterin auf Seite 23. Wer den Freistaat lieber übers Netz kennenlernen möchte, dem sei *Thüringen Universal* ans Herz gelegt – ein Web-Portal, auf dem man u. a. Informationen über alle 2.652 Thüringer Städte und Ortschaften findet. Wo gibt's das schon.

Natürlich kann man Thüringen auch durch die Sportbrille betrachten. Einen wichtigen Beitrag zur Entmystifizierung der glorreichen Vergangenheit des FC Carl Zeiss Jena liefert die gerade erschienene Arbeit des Historikers Michael Kummer. Daß ohne staatliche Steuerung an den Kernbergen nicht viel los ist, belegen die aktuellen Tabellenwerte eindrucklich. Das Interview gibt's ab Seite 26.

Wir freuen uns besonders, nach einer kurzen Verschnaufpause wieder Post aus der roten Toskana erhalten zu haben. Paolo Fusi gibt uns ab Seite 28 Beistand in diesen schweren Zeiten.

Aufmerksame hEft-Leserinnen werden es schon bemerkt haben: die aktuelle Ausgabe ist dicker als sonst. Das liegt jedoch nicht am Thema, »Verlorene Eier«, sondern einzig und allein an der Jury des thüringenweiten Eobanus-Hessus-Wettbewerbes, die gleich vier Prosa-Texte prämierte. Ab Seite 46 können die preisgekrönten Texte in voller Länge gelesen werden.

Wir wünschen einen guten Start ins neue Jahr!

Die Redaktion

stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 neue lotsin an bord.
- 07 ein transition-traum vom wandel?
- 09 die wilden jahre der johannesstraße.
- 11 fünf fragen an: august bebel.
- 12 liebe und schmerz.
- 14 hochheimer.
- 15 gazette.
- 16 redaktion empfiehlt.
- 16 wortwechsel.
- 17 speed-meeting.
- 19 fragmente aus der abseitsfalle.
- 20 talknoten: wm-helden.
- 21 von aubitz bis zickra.
- 23 pornoskandal in suhl?
- 25 kostenlos und drinnen.
- 26 versteckspielen im südpark ...
- 28 onkologie der ökonomie.

- 30 fotostrecke.

literatur verlorene eier

- 34 assis tun schrei'n.
- 37 ordnung.
- 40 finn.
- 44 gedankenverloren.

literatur eobanus-hessus-schreibwettbewerb

- 46 stop, milano.
- 49 die trägheit des herzens.
- 51 cognac.
- 54 der zerstückelte mensch.
- 59 autor/innenverzeichnis.

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.

Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar

zwischen den hEFten:



13.–15.10., Textil-Festival-Finale, Alte Salinenschule Erfurt

Am Montag nach dem Finalwochenende lagen die Judomatten wieder auf dem Parkett der Salinenschulturnhalle – knapp fünf Tage, nachdem sie nächtens auf riesige Haufen gestapelt worden waren, um Platz für Bühne und Bar zu schaffen. Dazwischen lagen drei famose Tage mit Live-Poetry-Show, Mini-Dramen, Illute, Team Thüringen Slam, Textil-Werkstatt, Workshop-Präsentation, Literaturshow, Brockdorff Klang Labor ... Knapp 700 Besucherinnen und Besucher zog es in den Erfurter Norden, um der zweiten Auflage des Textil-Festivals der jungen Literatur in Thüringen beizuwohnen. Ein herzliches Dankeschön an alle Förderer und Unterstützer des Festivals. Vor allem an die, die Beutel genäht und bedruckt, Flyer verteilt, die Bühne aufgebaut, Bardienst gemacht, Texte eingesprochen und vorgetragen, Clips produziert, Programmhefte geschnitten, Stühle gefahren, Räume eingerichtet, Brötchen geschmiert, Eintrittskarten verkauft, Kippen gespickt, Teelichter aufgestellt oder Dia-Projektoren angebracht, ... haben. Eindrücke vom Festival, das auch 2012 wieder stattfinden wird, gibt es auf www.textil-festival.de.



30.09., hEFt-reliest »Armer Ritter«, LUXUS, Erfurt

Wir müssen und wir wollen die Gelegenheit nutzen. Wir müssen und wir wollen einfach mal Danke sagen! Erstens: Unserem Publikum! Ihr ward so großartig. Ihr ward so unglaublich. Wir meinen, ihr seid immer großartig, ihr seid immer unglaublich, aber zum »Armen Ritter« war das schon was ganz besonderes. Hat das geknistert! Hat das gefunkt! Hat das gespannt! Von der ersten bis zur letzten Minute. Und das, obwohl es nur den Falschen Hasen gab. Und Zweitens: Unseren Vorleserinnen und Vorlesern: Nadine Witt, Uschi Schmidt, Kerstin Wölke, Stefan Werner. Nicht zu vergessen: Franziska Wilhelm für ihre kurzfristige Erscheinung in einer Doppelrolle – mit und ohne Ukulele. Das war Weltklasse! Ein Dank geht an den Vorzeiger Peter Lauensteiner, an den Vorsteher Herrn Rost und an den Zwischensteher Herrn Platz. Wir bedanken uns für ein gelöstes Rätsel. Wir danken unserem Techniker Herrn Schmidt für seinen unermüdlichen Einsatz, für seine Geduld und für seinen guten Mut mit der Beleuchtung. Ein Dank geht – nicht zuletzt – an alle Türsteher, Barsteher, Rumsteher, Auf-LUXUS-Steher und -Innen. Und wir danken der Thüringer Polizei für die ordnungsgemäße und reibungslose Auflösung der Veranstaltung. Wer das verpaßt hat: selber Schuld!

06.10., hEFt unterwegs, Gerberstraße 1, Weimar

Es ist dunkel und es regnet in Strömen. Wir irren in Weimar umher, bis wir es finden: Das Haus in der Gerberstraße 1. Schon auf den ersten Blick ist es eine Begegnung der besonderen Art: Ein halb verfallenes Haus, ein paar herumliegende Gegenstände im Korridor, im ersten Stock die schummerige Bar, daneben ein gut durchlüfteter Raucherraum durch dessen Fensterrahmen man den Regen hört. Unsere kleine Lesegruppe ist herzlich willkommen. Wir werden ins Dachgeschoss geleitet, das frisch geputzt und aufgeräumt eine wohnliche Atmosphäre verbreitet. Auf einer Seite stehen Regale voll mit Büchern, welche mit Kleidung auf der anderen. Es ist der Umsonstladen, aus dem sich jeder bedienen kann. Auch wir sind eingeladen, uns neu einzukleiden. Da die Anzahl der Zuhörer überschaubar ist, bilden wir einen Stuhlkreis und fangen an zu lesen. Anschließend die Frage: Wie fanden die jungen Zuhörer die Texte? Wir bekommen die ehrliche Antwort: Gemessen an dem, was man in Hegels Poetik so an Maßstäben für Literatur finde, sei das heute gehörte doch eher nicht so gut. Das war der Beginn einer wunderbar ehrlichen Gesprächsrunde darüber, was Kunst sei, und: Muß sie aufklären. Oder darf sie auch nur unterhalten? Muß sie Hegels Maßstäben genügen? Die Ansichten sind verschieden. Über Geschmacks- und Altersgrenzen hinweg setzen wir uns hinterher trotzdem noch zusammen auf ein Bier an die Bar.

Auslochen

12. Dezember 2012: Was war das nur wieder für ein Jahr? Noch so eines! Hört man's stöhnen. Löcher, allenthalben: Schwarze Löcher, braune Löcher, Wurmlöcher, Nasenlöcher, Löcher im Asphalt und Löcher in der Birne, Faullöcher, Luftlöcher, Erdlöcher, Durstlöcher, Brandlöcher. Und selbstverständlich sind uns allen in den letzten zwölf Monaten wieder jede Menge Arschlöcher begegnet. Und dem Euro kriselt es munter weiter unterm Mantel. Die Kommunalfinanzen bröckeln.

Wahrscheinlich hängt beides miteinander zusammen. Irgendwie. Wissen wir aber nicht. Wollen wir nicht wissen. Darüber reden wir nicht. Das versteht sowieso niemand. Es ist auch nicht unsere Aufgabe. Wir kümmern uns ums Lokale! Denn da wird angepackt. In Erfurt

zum Beispiel, da wurde im November schwer gesammelt. Als Modellprojekt selbstverständlich, unter dem machen wir's schließlich nicht mehr. »Aus dem Haushalt für den Haushalt« lautete das Motto, unter dem die Bürgerinnen und Bürger der Landeshauptstadt dazu aufgerufen waren, ihrer Kommune zu spenden: Messer, Töpfe, Pfannen, Kleiderbügel, Pulswärmer, Alarmanlagen, Omas Mokkaservice aus dem guten Freiburger Porzellan, Sommerreifen, Blumenkübel und Einfamilienhäuser. Alles, was man in jedem Fall noch braucht, wovon man sich nur ungern trennt, konnte bei der Stadtverwaltung abgegeben werden.

Und die Menschen gaben gern. Aus ihrem Haushalt für unser aller Haushalt und gegen die Löcher darinnen, damit die wieder kleiner werden. Zwei Wochen später dann,

am zweiten Adventssonntag, wurde der ganze Plunder auf einem riesigen Flohmarkt zwischen Bahnhof und Domplatz zurück an die Spenderinnen und Spender verkauft. Was für ein Andrang! War das ein Spaß! Potzblitz! Da hat selbst der Weihnachtsmarkt gestaunt. Und die Bürgerinnen und Bürger haben nicht schlecht geschaut, aber nichts bemerkt. Wir auch nicht, um ehrlich zu sein. Ist doch nicht möglich, das Mokkaservice da ... kommt mir doch irgendwie bekannt vor. Sieht genauso aus wie das von meiner Oma. Wie? Ja, tatsächlich, aus dem guten Freiburger Porzellan. Na, das nehm' ich doch mit! Solch ein Glück muß man erst einmal haben! Und schwups, der Haushalt kann beschlossen werden. Das Modell wird Schule machen. Ganz sicher. (ap)

Bedrohlicher Fachkräftemangel im Kulturbereich

30. November 2014: Der vielbeschworene Fachkräftemangel aufgrund der demographischen Entwicklung schlägt jetzt auch in der Thüringer Kultur- und Kreativwirtschaft gnadenlos zu. Nach aktuellen Berechnungen des Thüringer Wirtschaftsministeriums blieben im kommenden Jahr allein in Erfurt etwa 300 Stellen unbesetzt, da keine geeigneten Bewerber gefunden würden. Besonders hart träfe es danach die freie Kulturszene. Hier seien fast 80 Vollzeitstellen betroffen. Vor allem die freien Theater- und Kunstprojekte hätten unter dem Weggang von Mitarbeitern zu leiden. Neue Vertragsangebote würden mit der Begründung, bereits höher dotierte Stellen in der Stadt in Aussicht zu haben, abgelehnt. »Der

Kampf um die kreativsten Köpfe hat längst begonnen«, bringt es eine Mitarbeiterin des erst im letzten Jahr gegründeten freien Theaterprojektes »BLAU« auf den Punkt. Ihr Projekt drohe aufgrund des Mangels an geeignetem Personal spätestens im zweiten Quartal das Aus.

Aber auch die großen Häuser kämpfen inzwischen ums Überleben. »Die Lage ist bedrohlich«, sagt ein nicht genannt werden wollender Mitarbeiter der Erfurter Oper. »Das Orchester ist inzwischen nicht mehr arbeitsfähig. An eine vollständige Probe für »La Bohème« ist derzeit gar nicht mehr zu denken. Die Premiere, die für den 4. Januar geplant war, ist nicht zu halten. Es ist frustrierend!« Allein im letzten Jahr seien sieben Orchestermitglieder in den Ruhestand gegangen, 12 hätten neue Stellen in benachbarten Städ-

ten angenommen. »Heute noch gut ausgebildete Posaunisten zu finden, sei ein fast aussichtsloses Unterfangen«, gibt der Mitarbeiter resignierend zu Protokoll. Auch Verträge auf Lebenszeit oder kostenlose Logis lockten keinen mehr nach Erfurt.

Auch im Ministerium ist man ratlos. »Noch vor wenigen Jahren sind die Mitarbeiter für den Erhalt ihrer Theater und Stellen auf die Straße gegangen. Jetzt, wo die Theaterfinanzierung gesichert ist, bluten die Häuser aus«, heißt es in der aktuellen Stellungnahme. Und ein Aufwärtstrend sei nicht in Sicht. Eine neu gegründete Arbeitsgruppe soll nun prüfen, ob eine temporäre Fusionierung einzelner Häuser möglich sei. Die dadurch eingesparten Gelder sollen in die landesweite Berufsorientierungsinitiative »Dein Platz in der Kultur« fließen. (tp)

neue lotsin an bord.

Seit drei Monaten ist Susanne Peter im Amt. Sie ist seit Oktober 2011 die Kulturlotsin für die freie Erfurter Kulturszene. Wir sprachen mit ihr über die neue Aufgabe

Susanne, seit dem 1. Oktober bist du Erfurts neue Kulturlotsin. Für diejenigen, die dich noch nicht kennen, kannst du dich kurz vorstellen? Ich habe Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität Erfurt studiert und war nebenher tätig im Bereich der Organisation von Literaturveranstaltungen, bin langjähriges Mitglied bei *Junge Medien Thüringen* und nun für die Koordinierung der Freien Kulturträger in Erfurt zuständig.

Als Kulturlotsin bist du ja Teil der Stadtverwaltung. Klingt erstmal nicht so spannend. Was hat dich dazu bewogen, dich auf die Stelle als Kulturlotsin zu bewerben? Als ich das Stellenangebot las, fand ich es sehr ansprechend, und auch das Bewerberprofil paßt gut zu dem, was ich bisher gemacht hatte. Außerdem gefiel mir der Gedanke, mein persönliches Interesse an der Erfurter Kultur als Beruf ausüben zu können. Und wenn ich mit meiner Arbeit einen Beitrag dazu leisten kann, das kreative Potential und den kulturellen Ideenreichtum der Kulturschaffenden zu unterstützen, umso besser. Außerdem ist es einem glücklichen Umstand zuzuschreiben, daß ich mich auf diese Stelle bewerben konnte. Einen Tag, bevor ich für mehrere Monate nach Vancouver gehen wollte, um dort ein Praktikum zu machen, habe ich die Bewerbung abgegeben. Aus dem Praktikum wurde dann leider nichts, doch dadurch konnte ich die Einladung zum Bewerbungsgespräch für diesen Job wahrnehmen. Glück im Unglück. *(lacht)*

Unabhängig davon, was andere von dir erwarten, was für Erwartungen hast du? Worin siehst du deine Aufgabe als Kulturlotsin? Offiziell heißt es, die Aufgabe als Kulturlotsin besteht darin, eine »Schnittstelle« zwischen der Verwaltung und den Kulturschaffenden und Kulturprojektträgern darzustellen, die Bedürfnisse der freien Kulturszene aufzunehmen, zu vermitteln, mit den Entscheidungsträgern der Stadtverwaltung zu vernetzen und eine schnelle und unbürokratische Hilfe für die Umsetzung der kulturellen Vorhaben zu bieten. Wenn man es so sehen will, bin

ich die Brücke zwischen der Stadtverwaltung und der freien Kunst- und Kulturszene, über die es leichter zu laufen geht, um schneller Projekte und Ideen realisieren zu können. Vor allem im Bereich der Kommunikation. Meine Erwartungen versuche ich, so realistisch wie möglich zu halten. Mir ist bewußt, daß es immer eine Menge zu tun geben wird und daß dabei Probleme auftauchen werden. Hierbei finde ich es jedoch wichtig, nicht das Problem in den Fokus zu rücken, sondern lösungsorientiert zu arbeiten. Ich möchte, daß die Kulturschaffenden nicht das Gefühl haben, sich engen Richtlinien von Ämtern ergeben zu müssen, sondern es ihnen erleichtern, mit diesen einen Umgang zu finden, mitzudenken, gemeinsam nach Lösungen zu suchen, und am Ende zählt doch nur, daß es der Erfurter Kultur zugute kommt, Kreativität und Ideen freigesetzt werden und sich die Leute trauen, etwas Neues zu starten und mit guten Projekten zu uns kommen.

Worauf freust du dich am meisten? Meiner Meinung nach sollte der Fokus meiner Arbeit auf die Kommunikation gerichtet sein, und das ist eigentlich auch das, worauf ich mich freue: nicht ausschließlich hinter dem Schreibtisch zu sitzen, sondern in die Einrichtungen und zu den Menschen zu gehen, mit ihnen zu reden, ihnen zuzuhören und sie bei ihren Ideen, Projekten und Aktionen helfend unterstützen zu können.

Interview: Alexander Platz // Fotos: Johannes Smettan

» **Kontakt: 0361 655 1619, Kulturlotse@erfurt.de**



ein transition-traum vom wandel?

Das Weltklima ist schlecht, die Wirtschaft erklimmt dermaßen steile Gipfel, daß sie am Ende nur abrutschen wird, und zu allem Überfluß wird das Erdöl knapp. Das ist nicht neu? Nein, nachzulesen beispielsweise in der 1972 erschienen Studie »Die Grenzen des Wachstums«. Um zu verstehen, daß es mit endlichen Ressourcen kein unendliches Wachstum geben kann, muß man weder Ökonomie noch Physik studieren. Aber zu verstehen, daß das Wissen darum bislang keine adäquaten Handlungen hervorbrachte, ist hingegen schwieriger. Deswegen fängt man am besten selber an, etwas zu tun, und grämt sich nicht lange. So, wie es seit Juni dieses Jahres einige engagierte Erfurter tun

Es gibt viele Initiativen, die mahnen, warnen und nach Alternativen suchen, darunter seit 2006 eine Bewegung, die etwas erfolgreicher zu sein scheint. Die Transition-Town-Bewegung, übersetzt: Stadt im Wandel. Was in Totnes in Südengland als TTT (Transition Town Totnes) begann, hat sich seitdem über den ganzen Globus verbreitet und ist jetzt auch in Erfurt angekommen: Seit Juni dieses Jahres gibt es die Transition-Town-Erfurt-Initiative, deren Mitglieder sich alle zwei Wochen in der Stube in der Magdeburger Allee 137 versammeln.

Was ist das besondere an dieser Bewegung? Die Bewegung strahlt etwas von ihrem humorigen Mitbegründer Rob Hopkins aus, der gerne vermittelt, daß Ökologie Spaß machen kann. Das von ihm geschriebene Grundlagenwerk der Bewegung nennt sich in der deutschen Übersetzung »Energiewende: das Handbuch« und ist so etwas wie eine praktische Aufbauanleitung für den Wandel. So verharret man nicht aus lauter Angst, Schockiertheit und moralischer Überforderung in alten Gewohnheiten angesichts der Tatsache, daß uns das Erdöl ausgeht, sondern erfreut sich der vielen Möglichkeiten, die wir haben, uns vorzubereiten auf das Post-Erdölzeitalter. Der Grundgedanke ist der, eine resiliente, also widerstandsfähige, lokale Wirtschaft aufzubauen, die unabhängig von Fremdversorgung ist. Der Verbrauch von Erdöl soll sanft und allmählich gegen Null gehen. Wenn man sich eine solche Gemeinschaft bildlich vorstellen möchte, es einem aber noch an Phantasie gebricht, sieht man sich das Logo der Bewegung an: ein Dorf wie aus dem vorletzten Jahrhundert, nur friedlicher, umrahmt von Windkraftträdern. Altes Handwerk wird wieder beherrscht, Gemüse und Obst selbst angebaut, Häuser sind aus Stroh und Lehm gebaut. So sieht's aus.

Wird Erfurt so aussehen? Will Erfurt so aussehen? Wohin sich eine Wandelstadt bewegt, das hängt nur von den Wünschen und Fähigkeiten ihrer Bewohner ab. Die Transition-Town-Bewegung ist keine politische Bewegung und das Schöne daran ist, daß jeder sich auf seine Weise einbringen kann. Jeder kann seine Vorstellungen

von einer Zukunft mit anderen diskutieren und für seine Handlungsansätze Unterstützung bekommen. Es ist eine Bewegung von unten, die so verhindern soll, daß Leuten einfach etwas vorgesetzt wird, von dem sie sagen: »Schön, aber bitte woanders, nicht in meinem Hinterhof.«

Ein Beispiel: Im Mai dieses Jahres verkündete Angela Merkel, daß den Elektroautos die Zukunft gehört. Sie werden seither subventioniert wie nie. Doch nur einer von 18 366 Pkw in Deutschland fuhr 2011 mit Strom. Was von oben kommt, erfährt nicht immer gleich die gewünschte Gegenliebe, wohingegen Aktionen, die selbst geplant und kontrolliert werden, erfolgversprechender sind. Psychologie spielt in der Theorie der Bewegung eine große Rolle.

Kristiane Schley und Malo Vidal, zwei Initiatoren der Transition Town Erfurt, sind sich darin einig, daß Angst vor Verlusten kein gutes Handlungsmotiv ist. Ja, welcher Verlust denn überhaupt? Der Verlust von Streß und Lärm? Der Verlust von Konsumgütern, für die uns die Zeit fehlt, sie zu nutzen? Es kommt darauf an, wie man Reichtum und Wohlstand definiert. Ein Umdenken sei wichtig, um unbeschadet die aktuellen Krisen zu bewältigen. Eine Kulturveränderung, nach der Reichtum vor allem ein Reichtum an Zeit ist, die mit Menschen, Tieren und in der Natur ausgekostet werden kann. Es gehe darum, so Malo, Arbeitsstrukturen zu schaffen, ohne die Freiheit und die Lust der Beteiligten einzuschränken.

Worin sich die beiden unterscheiden, sind die Motive, die sie die Initiative ins Leben rufen ließ. Danach befragt, antwortet Malo: »Transition Town will Lebenslust vermitteln, es geht um Kommunikation und nicht um Konkurrenz.« Kristiane hat darüber hinaus das Bedürfnis, etwas zu tun, um ihr Gewissen zu beruhigen. Wenn man sich mit der ganzen Problematik von Peak Oil (das Ölfördermaximum ist erreicht) und Klimawandel auseinandersetzt und somit nicht mehr wegsehen kann, dann macht es einen verrückt, nicht zu handeln. Es ist dann nicht mehr möglich, sich unschuldig zu fühlen,

wenn man im Supermarkt Waren kauft, die von weit her kommen, und deren Großteil dann auch noch im Müll landet.

Die Erfurter Gruppe hält sich jedoch nicht lange mit lamentieren auf. Es sind bereits folgende Arbeitsgemeinschaften gegründet: AG Öffentlichkeitsarbeit, AG interne Kommunikation, AG Energie und die AG Urban Gardening. Letztere plant die Nutzung von Brachflächen, auf denen Nutzpflanzen angebaut werden sollen, die für alle frei zur Verfügung stehen werden. Die AG arbeitet mit dem Interkulturellen Garten und der Lagune zusammen. Die AG Energie ist eine Solargenossenschaft mit bereits 30 Mitgliedern, die sich parallel zur Transition-Town-Gruppe gebildet hat und mit dieser nun zusammenarbeitet. In einem Jahr ist das erste Haus mit Fotovoltaik bestückt, es gibt einen bewirtschafteten Garten mit Veranstaltungen und es sind viele Studierende der Uni eingebunden.

Fernere Ziele sind die Einführung von Regionalgeld, die Umstellung des Nahverkehrs auf Elektro. Das klingt noch unrealistisch, doch ist eine Zusammenarbeit mit den Stadtwerken zumindest im Gespräch. Ein näherliegendes Ziel ist die Einrichtung einer Elektroautoflotte zur gemeinschaftlichen Nutzung. Befragt nach der Realisierbarkeit der Projekte, verweist Kristiane auf Gemeinden, die sich bereits jetzt schon weitgehend unabhängig versorgen. Zum Beispiel Gräfenhainichen. Gesines Impuls mitzumachen, ist der Wunsch, im Kleinen etwas zu bewegen und gemeinsam mit anderen zu Gärtnern.

Die zurzeit bestehende Gruppe, die sich regelmäßig in der Stube trifft, ist sehr heterogen, die Altersspanne reicht von 20 bis 60 Jahre. Jeder kann hier seine Wünsche und Fähigkeiten einbringen und mit Unterstützung für seine Projekte rechnen, die in Richtung nachhaltige, postfossile und relokalisierte Wirtschaft weisen. Kleine Startschwierigkeiten bestehen noch, da die Gruppe bei jedem Treffen neuen Zuwachs bekommt und manche Mitglieder nur unregelmäßig vorbeischauen. Trotzdem arbeiten die AGs bereits ziemlich effektiv, weil über das Internet ein guter Informationsaustausch besteht. Die Vernetzung mit anderen, bereits bestehenden Gruppen ist ein erklärtes Ziel, denn noch gibt es viele Initiativen, die das Gleiche wollen, sich aber noch nicht zusammengefunden haben.

Der Wandel vollzieht sich nicht plötzlich. Es geht nicht darum, zurück in die Steinzeit zu wollen, im Gegenteil: kreative Wege in die Zukunft zu beschreiten. Die Errungenschaften der modernen Technik sollten sparsamer und bewußter genutzt werden. Alles Spinnerei? Skeptikern sei gesagt: Daß Handlungsbedarf besteht, ist nur durch Wegsehen und Verdrängen zu leugnen. Und wenn man nicht daran glaubt, daß die Lage ernst ist, kann man sich trotzdem an der Verwandlung der Stadt beteiligen, denn es macht Spaß und man lernt tolle Leute kennen. Es darf geträumt werden, denn dies geschieht hier auf einer guten Grundlage.

Kerstin Wölke



die wilden jahre der johannesstraße.

Die neue Geschichte der Johannesstraße begann im April 2009. Genauer gesagt am 1. April 2009, als der Hauseigentümer der Johannesstraße 7a die Schlüssel zu diesem heruntergekommenen Haus einer Gruppe junger Menschen um den Ausstellungsmacher Ludwig Kohl gab. Elf Tage wurde hinter verschlossener Tür gehämmert, geschraubt und gebohrt und am 12. April öffnete das Café April das erste Mal seine Türen, um gleich am 14. April das erste Mal durch die Polizei geräumt zu werden. Das wird wohl so schnell keine weitere Neueröffnung in Erfurt schaffen. Aber das war schließlich auch der ganz eigene Charme des Café April. Doch beginnen wir ganz am Anfang

Im April 2009 stand die Räumung des Besetzten Hauses unmittelbar bevor. Vor allem viele junge Menschen aus einer Szene, die gerne als »subkulturell« bezeichnet wird, verloren mit der bevorstehenden Räumung den Ort, an dem gelebt und gefeiert werden konnte, und das mit so wenigen kommerziellen Hintergedanken wie möglich. Schon in den Wochen und Monaten vor der tatsächlichen Räumung machten ganz unterschiedliche Menschen mit ganz verschiedenen Protestformen auf den bevorstehenden Verlust aufmerksam. Einzig, dem Besetzten Haus hat es nicht geholfen. Zwar gab es vor allem im Anschluß an die Räumung breit angelegte Debatten über »Raum für junge Menschen«, doch gerade der Umgang mit dem Café April zeigte: Versprechungen bleiben erst einmal nur Worte.

Und Versprechungen gab es für die Macher des Aprils eine Menge. Während die Verwaltungsseite, allen voran das Bauamt, das *Veterinäramt* und das Ordnungsamt hohe Strafen versprachen, versprach die politische Elite der Stadt bessere Bedingungen für die Verwirklichung von jungen Ideen in der Landeshauptstadt. Die Stadtratswahl stand an und »fast alle politischen Parteien wurden ins Café gespült«, erinnert sich einer der Betreiber, Ludwig Kohl. »Von unserer Seite gab es da keine Bedenken, wir haben mit allen geredet, die mit uns reden wollten«. Das Gesprächsangebot galt zumindest denen, die sich konstruktiv mit dem Thema auseinandersetzen wollten.

Bei den Vorladungen der Ämter sah das ganze schon ein wenig anders aus. »Wir wußten ja selber nicht, wer von uns für was verantwortlich war, und deswegen wußten die das auch nicht. Deshalb sind wir bei einigen Terminen auch gar nicht erst aufgetaucht.« Zahlreiche Bußgeldverfahren und insgesamt drei Räumungen innerhalb von zehn Wochen Café-Betrieb waren die Folge. Nicht mitgezählt waren die zahlreichen Besuche von Polizei und anderen Ordnungskräften im Café

sowie der permanente Überwachungsdruck durch die ständige Präsenz der Einsatzkräfte vor Ort, die einen »normalen« Café-Betrieb nicht möglich machten.

Eine so hohe Polizeipräsenz muß auch auf die Anwohnerinnen und Anwohner beunruhigend gewirkt haben, doch einige zeigten sich auch begeistert. Ludwig Kohl erinnert sich: »Eines Abends stand der Chef des Radisson plötzlich im Café. Sein Hund hatte ihn rein geführt. Er war begeistert und freute sich über die Vielfalt, die eine Stadt ja erst lebenswert macht. Er fühlte sich auch gleich an die frühen, wilden Jahre von Berlin-Mitte und Kreuzberg erinnert.« Dieser Vergleich mit der Hauptstadt sollte schon bald eines der Markenzeichen der ganzen Johannesstraßenszene werden. Seit dem Café April über das »Juli« und »August« bis hin zur »Galerie 7a«, »Galerie 7b«, »Studio 151«, das »Luxus« oder das »Haus zum Rosa Bären«, der Vergleich mit Berlin hängt immer wie eine dunkle Wolke über den Versuchen, etwas Eigenes in Erfurt aufzubauen. Dabei ging es den Macherinnen und Machern darum, eine Alternative zu Berlin zu schaffen. Etwas, was vor allem junge Menschen in Erfurt halten sollte.

Daß das auf Dauer sehr anstrengend sein kann, mußten auch die Macher des Café April erfahren. Nach zehn Wochen war die Luft bei ihnen raus. Der Druck durch Verwaltung und Polizei war so groß geworden, daß es einfach nicht mehr weiterging. Doch es fanden sich Menschen, die das April-Experiment weiterführen wollten. Allen voran Andreas Welskop und die Leute vom Zughafen. Sie übernahmen nach dem Ende des April die Räumlichkeiten in der Johannesstraße und machten daraus eine Galerie: die Galerie 7a.

Während sich das Café täglich neue Regeln definierte, keine Werbung machte und einfach nur als offener Raum zur Verfügung stehen wollte, sah das Galerie-7a-Konzept eine ganze Spur professioneller aus.



Fotos: Johannes Smettan

Feste Ausstellungs- und Öffnungszeiten und einen halbwegs konventionellen Umgang mit den Behörden. Das stieß nicht bei allen auf Wohlgefallen. »Alle wollten unbedingt an den alten Zeiten festhalten, aber dadurch entsteht nichts Neues«, erklärt Ludwig Kohl und machte deswegen bereitwillig Platz für die neue Galerie. Und die hatte es in sich. Kaum ein Monat verging, ohne daß sich scheinbar alles veränderte.

Während in »normalen« Galerien einfach nur ein Bild ab- und das nächste aufgehängt wird, hat sich die Galerie 7a meist komplett verwandelt. In den Räumen wurden Wände rausgerissen und wieder eingezogen. Holzrampen zogen sich durchs Treppenhaus und die Fassade wurde für fast jede neue Ausstellung umgestaltet. Es war die große Stärke der Galerie, daß fast alles erlaubt war. Zwar »wurden bis zum Ende fast alle Veranstaltungen von der Polizei begleitet«, erinnert sich der Galerie-7a-Macher Felix Ernst, »aber wir hatten nicht die Probleme, die das Café April hatte, daß es ständig Ordnungsstrafen gehagelt hat.« Trotz ein paar Beschwerden aus der Nachbarschaft fügte sich die Galerie fast harmonisch in die Johannesstraße ein. Etwas mehr als ein Jahr voller kleiner Partys, Ausstellungen und sonstigen Veranstaltungen blieb den Macherinnen und Machern, dann wurde das Haus Johannesstraße 7a verkauft und saniert. Auch wenn es noch zum Teil eingerüstet ist, ist schon jetzt zu ahnen: Dieses Haus wird ein genauso langweilig totsaniertes Objekt, wie es davon bereits hunderte in Erfurt gibt.

Doch die kleine, engagierte Kunst- und Kulturszene fand ein neues Zuhause. In der Johannesstraße 37 versuchen ganz unterschiedliche Vereine, Initiativen und Privatpersonen, die Idee einer alternativen Galerie weiter am Leben zu halten. »Aber das Haus steht seit fünf Monaten zum Verkauf und es gibt wohl auch Interessenten. Aber es ist gerade nicht absehbar, wie lange es die Räume noch gibt«, sagt Felix Ernst, »doch ich persönlich glaube nicht, daß es über den Sommer 2012 hinausgehen wird.« Und dann heißt es wieder einmal umziehen und einen neuen Ort suchen für alternative und unkommerzielle Kultur in Erfurt.

Johannes Smettan

fünf fragen an: August Bebel (*1840, †1913)



Herr Bebel, vor kurzem hat die Partei DIE LINKE in Erfurt einen Parteitag abgehalten, um ihr erstes Grundsatzzprogramm zu verabschieden. Dabei hat man sich sehr stark auf das berühmte Erfurter Programm

berufen. Wie stehen Sie denn dazu, daß die Linkspartei sich nun quasi an fremdem Erbe vergreift?

... Herr Bebel ...? Jaaaaja. Ma GANZ ruuuuhig hier. Antwort kommt sofort ... Also, ich ... find. das. ja. einfach schbitze. Schmein – neene, jetzt komma ruhig ran hier, wenn ich mit dir rede! – schmein, weißte ... letztlich is-ses doch egal, welche Partei ... SPD, PDS, LINKSPARTEI, SED, WASG, KPD, LINKE – is wurscht! Wir ham uns ja damals da auch was bei gedacht, ne, als wir da im Kaisersaal, und das ist ja, also wenn die das heute wieder aufgreifen, weil die das für richtig und weg ... tschuldigung – wegweisend halten, dann wär ich ja bescheuert, wenn ich das jetzt verneinen – hahaha, das wär ja ... ne.

... Aha ... Alles in Ordnung bei Ihnen, Herr Bebel?

Klaro, alles paleddi, ging mir nie besser, null problemo, bin noch voll da, sehne, hier, ich kann sogar nochn Kopfstand ... hoppla ... hehe, nixpassiert ... äh, wie war die Frage noch mal?

... Jetzt bin ich auch raus. – Also: Ihr Grundsatzzprogramm von 1891 wurde auf dem Erfurter Parteitag der Linkspartei als szenische Lesung dargeboten.

In einem Ankündigungstext dazu verglich die kulturpolitische Sprecherin der Linksfraktion im Bundestag, Frau Jochimsen, die damalige Situation der SPD mit der heutigen der Linkspartei. Ihr Fazit lautete: »Da schließt sich übrigens der Kreis der Geschichte von 1891. Wer nahm damals die ›rote Umsturzpartei‹ SPD wahr, die erst kurz vorher der Illegalität der Bismarckschen Sozialistengesetze entkommen war? Diffamiert, diskreditiert, ausgegrenzt, ›unsichtbar‹ gemacht – 1891 wie 2011.« Ein streitbarer Vergleich? Tschuldung, aber Ihre scheiß Fragestellung is schon deermaßen rhe-to-risch und suggesstiv, daß ich kein Bock habe, darauf zu antworten!

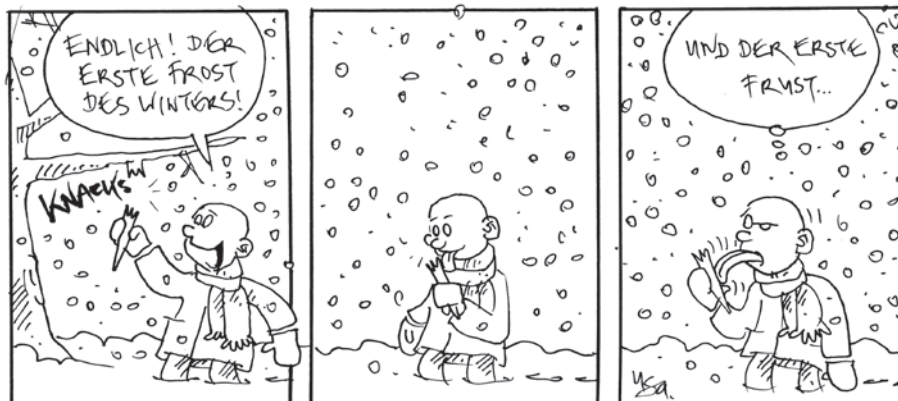
Meinen Sie, daß andersherum die Linkspartei Sie heute noch mit ihren Inhalten erreichen könnte?

Inhalte? Inhalte findsch gut. »Viel hilft viel«, hat mein alter Herr immer gesagt. Je mehr desto besser!

Was? Also das Erfurter Programm von 1891 umfaßte insgesamt drei Seiten und das Grundsatzzprogramm der Linken vom Oktober 2011 ist im Gegensatz dazu nun gut 34 Seiten dick. Aber nur, weil da mehr drin steht, muß es ja nicht gleich automatisch besser sein, oder von welchen Inhalten reden Sie? Ahso, nee, das hab ich nich gemeint. Also diese 43 ... 34, mein ich, diese 34 Seiten da, die habsch mir nich reingezogen. Das war mir dann doch zu harter Stoff!

ELEGOLSTE

©ULF SALZMANN



www.flausen.net

liebe und schmerz.

Eine dunkle Treppe führt in die Tiefe eines alten Kellers. Gedämpfte Schreie dringen aus dem Dunkel. Es riecht nach Stahl, Leder und Holz. Menschen, nur spärlich mit Leder bekleidet, sind an Kreuze gefesselt und lassen sich auspeitschen. So zumindest stelle ich mir den Besuch einer BDSM-Party vor. Doch bevor eine Party aus Schmerz, Macht und Demütigung so richtig in Gang kommt, braucht es diverse Möbel, die Teil des Spiels sind. Seit einigen Jahren stellt ein kleiner Ein-Mann-Betrieb in Erfurt liebevolle Einzelstücke für Liebhaberinnen und Liebhaber des gediegenen Schmerzes her

Erzähl mal bitte selbst, woran du arbeitest. Ich baue SM-Möbel, also im Prinzip alles, was die Leute sich so vorstellen und was sie so brauchen, also Kreuze, Stühle, Lochwände. Das ist im Grunde das ganze Programm. Mehr ist es oft nicht.

Wie bist du darauf gekommen, so etwas herzustellen? Vor Jahren hatte ein Bekannter von mir die Idee, so etwas aus Stahl zu machen. Das Ganze ist aber nie ins Laufen gekommen und ich hab das dann auch vergessen. Irgendwann hab ich dann Geld gebraucht und nach einer Idee gesucht, mit der sich das relativ gut verdienen läßt. Ohne großen Aufwand, ohne große Werkstatt und was ich alleine machen kann. Da hab ich mich an diese Idee erinnert.

Wie groß ist denn der Markt für solche Möbel? Verdammt groß, würde ich sagen. Es gibt einfach nicht viele, die in dem Bereich was anbieten, und wenn, dann ist es meistens sehr kostenintensiv. Bei mir ist das dagegen recht preiswert, sagen wir mal so, für die Verhältnisse in der Szene.

Das ist ja eigentlich ein sehr privater Bauwunsch. Wie verhalten sich da deine Kundinnen und Kunden, ist das wie die Lieferung einer Einbauküche? Im Prinzip schon. Das nimmt sich nicht viel. Das läuft wie in irgendwelchen Dessousgeschäften, da ist ja auch nichts Spezielles oder Peinliches dabei, oder? Aber im Prinzip kommt es, wie immer, auf die Leute an. Die meisten sind es ja gewohnt. Es ist ja ihr Ding und bei mir wissen sie auch, daß ich kein Problem damit habe. Ich mach das jetzt ja schon ein Weilchen und insofern gibt es da keinerlei Probleme.

Gibt es manchmal Sonderwünsche, die du erfüllen mußt? Ja klar, darum geht es ja. Als ich anfang, hab ich auch erst einmal im Internet recherchiert und mich mit ein paar Leuten getroffen, um herauszufinden, was die haben wollen. Wenn da jemand irgendwelche Sonderwünsche hat, mache ich das dann auch. Natürlich muß

es in einem gewissen finanziellen Rahmen bleiben und auch realisierbar sein. So ganz ausgefallene Sachen sind da eher selten. Was eigentlich ein bißchen schade ist.

Woher kommen die Baumaterialien, gehst du dafür in einen Baumarkt? Größtenteils mache ich die Möbel aus alten Kanthölzern, die ich von einem Bekannten bekomme. Der arbeitet in einer Abbruchfirma und da bekomme ich die alten Balken aus den Häusern. Ansonsten ist es Standard-Baumarktprogramm, Spanplatten und so weiter, je nachdem, was gewünscht wird. Die Bezüge aber, da nenn ich jetzt mal keinen Namen, die kommen hier aus Stoffläden bzw. vom Sattlerbedarf.

Machst du das Ganze auch mit kompletter Anlieferung und Aufbau? Das ist ganz unterschiedlich. Bei den Kreuzen ist es zum Beispiel so, daß jeder, der handwerklich ein bißchen begabt ist, das selber anbringen kann. Also, du brauchst dann einfach nur noch ein paar Dübel und machst das ganze an der Wand fest und dann war's das. Wenn dann aber jemand eine ganze Ausstattung haben will, also ich hab auch schon ganze Studios eingerichtet, mit Streckbank, Prügelbock und Kreuz, und dann noch eine Lochwand, also dann fahr ich auch hin und montiere das Ganze. Aber im Normalfall ist es schon eher so, daß die Leute sich das selber abholen. Weil sie das so weniger kostet, vermute ich.

Wie erfahren die Leute von deinen Produkten? Durch die Recherchen hatte ich ja schon den Kontakt zu ein paar Leuten, die konkrete Wünsche hatten. Von da ab lief es dann über Mundpropaganda. Dann wurde es eigentlich ganz einfach, weil die sich die Szene auch größtenteils kennt. Die treffen sich deutschlandweit zu Partys und unterhalten sich darüber, beziehungsweise sehen das Ganze da auch. Und wenn das gut ist und auch noch preislich OK, dann spricht sich das einfach rum.

Bist du jetzt auch Teil dieser Szene? Nein. Ich hatte zwar schon verschiedene Angebote, aber bisher hatte ich da kein Interesse dran.



Interview / Foto: Johannes Smettan

hochheimer.

20. Oktober 2011 – Der Herausgeber der »Hochheimer Gazette«, Jörg Eisenhuth, betritt den Raum. Erstaunlich jung sieht er aus, doch auf den zweiten Blick erscheint das gar nicht so verwunderlich, wenn man bedenkt, was er sich als Credo für seine frisch ins Leben gerufene Zeitschrift überlegt hat: »Das Blatt für literarische Laien, Wagemutige und Experimentierfreudige«. Da scheint jemand im Geiste jung geblieben zu sein. hEft lud zum Gespräch

Herr Eisenhuth, Sie sind jetzt 62 Jahre alt und haben fast Ihr ganzes Leben in Erfurt verbracht. Um ehrlich zu sein, ist uns Ihr Name kein Begriff gewesen, bevor uns jemand von der »Hochheimer Gazette« erzählte. Woher kommt Ihr plötzliches Engagement als Herausgeber einer solchen Zeitschrift – oder ist es eventuell gar nicht so plötzlich, wie man annehmen möchte? Eigentlich bin ich von Beruf ja Postangestellter, das heißt, ich hab hier in Erfurt lange auf dem Hauptpostamt gearbeitet und dann auch eine Weile als Postbote, und da war mir immer der persönliche Kontakt sehr wichtig, das heißt, ich hab ein Gefühl dafür entwickelt, daß ich gern verantwortungsvoll mit den Briefen und Texten von anderen Menschen umgehen will. Aber ich habe auch viele Jahre privat in vielen Archiven gearbeitet aus persönlichem Interesse. Und dann, im Sommer, habe ich eine Art kleinen Schreibkurs mitgemacht und einen Haufen Leute dort kennengelernt, die interessiert waren, die Früchte ihrer kreativen Arbeit zusammenzutragen und einer Öffentlichkeit gewissermaßen zu präsentieren. Und dann hab ich auch noch andere gefunden, und einige haben mich gefunden, und da hab ich dann angefangen, diese Texte zusammenzustellen. Aber erst, als ich den Herrn Feldmann kennengelernt hatte, haben wir das gemeinsam dann geschafft, ein Heft zu produzieren. Aber ich habe vorher nichts in der Richtung gemacht.

Das würde erklären, warum uns von Ihren Autoren bisher niemand bekannt gewesen ist, und umso erstaunlicher ist dann aber die doch recht hohe literarische Qualität vieler Texte. Können Sie vielleicht noch ein paar Worte zu den Autoren sagen und warum diese eigentlich bisher literarisch kaum in Erscheinung getreten sind? Das sind alles völlig normale Leute aus dem Volk, Leute, wie Sie und ich, möchte ich meinen, die sich hobbymäßig mit dem Schreiben beschäftigen, und die im normalen Leben, möchte ich sagen, ganz normalen Berufen nachgehen. Und dann sind da auch Leute, die zum Teil völlig kuriose, skurrile Werdegänge hinter

sich gebracht haben, zum Teil lange Arbeitslosigkeit, sich durchgekämpft haben und die versuchen, etwas Schönes zu machen aus ihrem Hintergrund.

Die erste Ausgabe war mit gut 90 Seiten schon recht umfangreich. Im Vorwort der 2. Ausgabe schreiben Sie nun, daß »möglicherweise schon bald über die Umsetzung eines ›noch dickeren‹ Heftes zu diskutieren sein wird«. Wohin soll die Reise gehen, was haben Sie noch vor mit der Hochheimer Gazette? Das ist schwer zu sagen. Es ist ein kleiner Kreis von laienhaft Interessierten zusammengetreten, um dieses Projekt zu verwirklichen, aber ich habe einfach festgestellt, oder wir haben festgestellt, daß drei Wochen effektive Arbeitszeit bei einem monatlichen Erscheinungsturnus an den Texten wirklich auch noch zu knapp ist. Die zweite Ausgabe ist auch nur zwei Drittel so stark wie die erste, weil weniger Leute Texte haben schreiben können, ich meine, die meisten von denen sind berufstätig und haben viel zu tun. Das heißt, wenn wir künftig dieses Heft nur alle drei Monate herausgeben, dann kann es sein, daß wieder mehr Leute die Zeit finden, Texte zu schicken. Deswegen hab ich auch nicht geschrieben: »Die nächste Ausgabe wird 500 Seiten umfassen«, sondern möglicherweise könnte über ein dickeres Heft zu diskutieren sein, eventuell.

Wie oder wo kann man die »Hochheimer Gazette« bekommen und wie kann man Sie möglicherweise unterstützen? Wer sich bemüßt fühlen sollte, uns in irgendeiner Form zu unterstützen, ist herzlich eingeladen, sich an unsere E-Mail-Adresse zu wenden. Herr Feldmann hat diesen Satz ausgegraben, irgendwo: »Das Heft ist zu bezahlen, entweder in klingender Münze oder mit geschriebenem Papier«. Ich glaube allerdings, da zitiert er irgendwen. Und unter der Adresse kann man dann auch bei Interesse die aktuelle Ausgabe der »Hochheimer Gazette« bestellen.

Interview: John Weide

» Kontakt: hochheimer-gazette@web.de

20. Oktober 2011 – Der verantwortliche Herausgeber der »Hochheimer Gazette«, Tobias Feldmann, betritt den Raum. Eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit Herrn Eisenhuth ist ihm nicht abzusprechen, doch an ihren Stimmen kann man beide recht gut unterscheiden. »Tobias Feldmann« hat nichts mit Heteronymen am Hut, Tobias Feldmann hingegen schon. So. Nach soviel Draufgestoße reibt sich jetzt jeder erstmal kräftig seine Nase und dann lassen wir den guten Herrn selbst zu Wort kommen. hEft lud zum Gespräch

.....

Wir haben uns ja jetzt schon mit der Motivation und den Beweggründen von Herrn Eisenhuth für dieses Projekt vertraut gemacht. Wie sieht es denn da bei dir aus?

Ich schreibe selber und versuche immer, das irgendwo unterzubringen. Außerdem habe ich in letzter Zeit zahlreiche Impulse von verschiedenen Stellen bekommen. Ich habe im August ein Verlagspraktikum gemacht bei Wallenstein, und im Zuge dessen habe ich Herrn Eisenhuth kennengelernt, im Zug kurierweise. Ich habe da eigentlich über Texten gesessen und wir kamen dann aber ins Gespräch. Er hatte die Leute und die Texte, und ich hab mich zu diesem Zeitpunkt wegen des Praktikums sehr mit Satz und Gestaltung auseinandergesetzt und ihm dann vorgeschlagen, daß wir uns ja zusammentun könnten. Ansonsten, die Grundidee, die dahinter steckt, ist gar nicht so neu. Es kommen da so ein paar Sachen zusammen, einerseits die Idee für eine kleine Zeitschrift, die ich im März hatte, um ein paar Kreative zusammenzubringen. Dann hat mir ein guter Freund den wahnsinnigen Schriftsteller Fernando Pessoa nahegebracht, dessen Konzept mit den Heteronymen ich unglaublich gut fand, und der mich sehr an meine Kindheit erinnert hat, weil ich mich selbst früher viel in Phantasiewelten bewegt und im Spiel fiktive Identitäten geschaffen habe und angefangen, für diese fiktiven Identitäten beispielsweise Tagebuch zu führen. Und lustigerweise ist mir dann im Wallenstein-Verlag noch eine Ausgabe des »Tiefurter Journals« in die Hände gefallen. Das war ein Projekt, das sich im späten 18. Jahrhundert in Weimar abgespielt hat, da haben namentlich Anna Amalia, Goethe, Lenz und noch einige andere einen Salon gehabt, in dem sie ihre zum Teil unter fiktiven Namen produzierten Texte zusammengefaßt und vorgetragen haben.

Wer oder was sind die Autoren der Hochheimer Gazette? Also, ohne da jetzt gleich Namen zu nennen, die hinter den Heteronymen? Das sind verschiedene Leute, es sind einige Studenten der Uni Erfurt dabei,

vorwiegend Litwisser und Germanisten, es sind aber auch ganz andere Leute dabei, tatsächlich Berufstätige, darunter auch Künstler und viele, die einfach Spaß am Schreiben haben, Leute wie du und ich. Und das mit den Heteronymen ist auch wichtig. Wenn man halt nicht unter dem eigenen Namen schreibt, dann kann man sich ganz anders auslassen, dann kann man sich mehr trauen. Und die Autoren nehmen das auch an. Die treten da auch teilweise unter mehreren Pseudonymen auf, so daß also auch ihr eigener Bekanntenkreis letztlich nicht immer auseinanderhalten kann, welche Texte denn nun ihre sind. Das hat einen sehr interessanten Effekt, nämlich den, daß die Texte gleichberechtigt nebeneinander stehen können. Man geht an alle Texte offen und halbwegs unvoreingenommen heran.

Es gibt eine Leserbriefrubrik, die in Zukunft noch eine wichtige Funktion erfüllen soll. Was hat es damit auf sich?

Geplant ist, daß die Leute ihre Texte untereinander konstruktiv und produktiv kritisieren und sich auf diese Weise praktisch ein literarisches Arbeiten ergeben soll, perspektivisch. Da sind jetzt nach zwei Ausgaben natürlich die Rückmeldungen noch nicht so umfangreich, weil viele in der kurzen Zeit sich auch eher darum gekümmert haben, ihre eigenen Texte fertig zu bekommen. Und mit dem vierteljährlichen Turnus, den wir in Zukunft anstreben, ist es dann vielleicht auch genau das Entgegengesetzte, nämlich eher zu viel Zeit, aber ich würde es gerne beibehalten, weil es schon auch interessant ist. Es gibt da jetzt das Beispiel mit der Raupe, die in der ersten Ausgabe von jemandem als vermißt gemeldet wurde, und das ist jetzt beantwortet worden. Also aufgrund eines Hilferufs eines kleinen Mädchens haben die Leute sofort die Augen offen gehalten und die Raupe wurde dann gesichtet und auch fotografiert, das fand ich ganz großartig.

Interview: John Weide

» Kontakt: hochheimer-gazette@web.de

.....

termine.

04.01. 13 Uhr, Kunstpause am Mittag: Abschalten – Umschalten – Entspannen, zehn Minuten Bildbetrachtung, Erfurt, Angermuseum, Anger 18

05.01. 15 Uhr, Erfurter Literatursalon, Erfurt, Frauen-Zentrum, Pergamentergasse 36

06.01. 20 Uhr, Katharina Franck & Der Club der toten Dichter, »Eines Wunders Melodie«, Rilke neu vertont, Erfurt, DASDIE LIVE, Marstallstr. 12

06.01. 21 Uhr, 12. Erfurter Liedermacherfestival: Newcomertag, Erfurt, Museumskeller, Juri-Gagarin-Ring 140a

08.01. 10 bis 18 Uhr, Museumskino: Historische Erfurt-Filme, Erfurt, Stadtmuseum, Johannesstr. 169

11.01. 20 Uhr, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Erfurt, Café Duckdich, Engelsburg, Allerheiligenstr. 20/21

12. bis 15.01. 19 Uhr, William S. Burroughs: A man within, Erfurt, Kinoklub, Hirschlachufer 2

17.01. 18 Uhr, Bildung durch Kultur – Zeitgemäße Funktionen kultureller Infrastrukturen, Vortrag von Tobias J. Knoblich, Erfurt, Rathausfestsaal, Fischmarkt 1

23.01. 19 Uhr, Die Fußballclubs Rot-Weiß Erfurt und Carl Zeiss Jena und ihre Vorgänger in der DDR, Lesung mit Michael Kummer, Erfurt, Kleine Synagoge, An der Stadtmünze 5

24.01. 18 Uhr, Das Kunstmuseum in Zeiten der digitalen Revolution, Vortrag von Prof. Dr. Kai Uwe Schierz, Fachhochschule Erfurt, Audimax, Altonaer Str. 25

27.01. 17 Uhr, Die fabelhafte Bilderwelt der Jana Rabisch – Über Runen und Seepferdchen, Vernissage mit musikalischer Umrahmung, Erfurt, Kinder- und Jugendbibliothek, Marktstr. 21

27.01. 18:30 Uhr, Eisdisco mit DJ Jubelprinz, Erfurt, Eis-sportzentrum, Arnstädter Str. 53

08.02. 20 Uhr, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Erfurt, Café Duckdich, Engelsburg, Allerheiligenstr. 20/21

14.03. 20 Uhr, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Erfurt, Café Duckdich, Engelsburg, Allerheiligenstr. 20/21

24.03. 20 Uhr, Poetry Slam, Weimar, mon ami, Goethe-platz 11

wortwechsel.

Austausch. Kommunikation. Mal drüber reden. Klar, können wir alle. Irgendwie. Aber sag mir mal einer, wann: über Literatur. Wo: über Lyrik. Und über Erzählungen – in welcher Zeit denn noch (aber wir haben doch keine)? Schluß damit! Gibt Lesungen. Gibt Workshops. Eine Seite im Netz gibt's auch, und einen Überblick.

Das Jahr 2012 trägt nicht nur die schöne Quersumme 5 in sich, sondern auch 5xWortwechsel: Wortwechsel in der Schule (Workshop, eine Lesung, organisiert von Schülern und Dichtern); die guten, alten Studentenlesungen; Wortwechsel als Juli-Literaturfest in Jena (mit Musik, Kunst, Diskussion, Katerfrühstück UND Literatur); als Kalender, der Entfernungen Lügen straft, und als Website mit Suchfunktion, Neuigkeiten rund um die junge Literatur in Thüringen, Poeten, Erzählern, einer thüringenweiten Übersicht über alle Lesungen und Wettbewerben, bei denen ihr Chips und Knusperflocken gewinnen könnt. Im Optimalfall jedenfalls.

» Neues bald unter [www. wortwechsel-jena.de](http://www.wortwechsel-jena.de) und jetzt schon bei Facebook unter **WORTWECHSEL**.



speed-meeting.

10 Verlage, 10 Absolventen, 10 mal 8 Minuten

Buchmesse, Frankfurt am Main – für einen wahren Bücherfreund mag es klingen wie der Himmel, es ist aber die Hölle, zumindest am Samstag. Fast hat man das Gefühl, daß sich auf dem Messegelände mehr Menschen als Bücher befinden. Ruhezonen sind rar und die Flucht in den relaxten Islandpavillon, diesjähriger Ehrengast der Buchmesse, eine Lösung, die sich nur allzu schnell herumspricht.

Da wundert es doch sehr, daß ausgerechnet ein Speed-Meeting Ruhe verschafft. Während sich an besagtem 15. Oktober Menschenmassen durch die Hallen und über das Außengelände schoben, fand hinter der Tür zu einem Verwaltungs- und Konferenz-Trakt und weitgehend unbeachtet von der Öffentlichkeit das erste Speed-Meeting der Buchmesse statt – es wird nicht das letzte bleiben.

Die Idee zu diesem Treffen stammt von Studierenden des Lehrstuhls für Electronic Publishing und Multimedia an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur HTWK in Leipzig, die vor ziemlich genau einem Jahr den Online-Blog »Verlage der Zukunft« ins Leben gerufen haben. Aus der seminarbegleitenden Übung wurde eine feste Institution, die unter anderem der Frage nachgeht, wie Verlagsstrukturen im digitalen Zeitalter aussehen können und werden.

In dem Maße, wie Verlage mit ihren Produkten, die sich häufig längst nicht mehr auf das gute alte Buch beschränken, den Anschluß an technische Entwicklungen halten wollen, benötigen sie entsprechend technisch versierte, wie kreative Mitarbeiter. Doch woher nehmen? Auf Jobmessen sind Verlage so gut wie nie vertreten, und auf den beiden großen deutschen Buchmessen keine Absolventen, der Weg ist weit, die Eintrittsgelder sind hoch und die Erfolgsaussichten ungewiß.

Problem erkannt und vielleicht auch gebannt. Die Studierenden der HTWK konnten die Akademie des Deutschen Buchhandels und die Frankfurter Buchmesse von ihrer Idee eines Speed-Meetings überzeugen, ebenso wie zehn Verlage. Der Branchenriese Rowohlt war als erster im Boot, diesem Zugpferd schlossen sich weitere Branchenriesen, aber auch einige Branchenzwerge an. Geboren war das erste Speed-Meeting, fast, fehlten nur noch die Absolventen.

Die konnten sich mit einem maximal 150 Wörter umfassenden Motivationsschreiben bewerben. Informationen darüber gab es an diversen Hochschulen, bei

den Verlagen der Zukunft, aber auch im Börsenblatt. Gesucht wurden Absolventen, Studenten, aber auch Auszubildende. Ein spezieller Studiengang war nicht erforderlich, sondern vor allem der Wille, in der Verlagsbranche zu arbeiten – Quereinsteiger waren ausdrücklich willkommen.

Bewerber gab es, wenn auch nicht reichlich, so doch weit mehr als vorhandene Plätze. Das Org-Team der Verlage der Zukunft sichtete alle Unterlagen und lud schließlich zehn junge Frauen zu dem Meeting im Rahmen der Frankfurter Buchmesse ein. Für die ausnahmslos weibliche Auswahl gab es zwei Gründe: Zum einen waren die meisten Bewerber junge Frauen, und zum zweiten sprang der einzige geeignete männliche Bewerber ab.

Am 15. Oktober um 11 Uhr war es endlich soweit, das erste Speed-Meeting konnte beginnen: Nach und nach fanden sich alle Teilnehmer ein, die Bewerberinnen gesellten sich zum Organisationsteam, die Verleger in der Mitte des Raumes und Prof. Friedrich Figge, an dessen Lehrstuhl das Projekt läuft, verband beide Gruppen, indem er zwischen ihnen hin- und herpendelte. Während die Bewerber alle weiblich waren, war das Verhältnis auf Verlagsseite ein anderes, hier waren nur drei Frauen vertreten und die wirkten ziemlich taff.

Auch wenn für die Verlagsbranche dasselbe zu gelten scheint wie für andere Branchen – nämlich daß Zeit Geld ist, so setzten sich die ersten Verleger bereits an ihren Platz, bevor der letzte eingetroffen war –, hatten einige im Vorfeld Zeit für einen kurzen Plausch. »Ich finde das total spannend«, sagte Ralph Möller, Geschäftsführer von book2look, terzio verlag. Er sei auf der Suche nach Leuten, die in der Lage sind, die »kopernikus'sche Wende«, die die Branche gerade erlebe, meistern zu können. Er sei weniger an Menschen interessiert, die eine idealistische Vorstellung von Büchern hätten, sondern an solchen, die digitale Veränderungen meistern können.

Das mediale Zeitalter macht vor dem gedruckten Buch schon lange nicht mehr Halt. Auf der Messe gibt es zahlreiche Workshops zur Zukunft des Buches, diverse Apps werden vorgestellt, das ganz junge Publikum mit interaktiven Buchelementen geködert. Da tut es gut, wenn man Verlagsstände entdeckt, die besonderen Wert auf Illustration, Satz und Einband legen. Aber das

ist längst nicht mehr die Regel. Auch wenn momentan noch kaum jemand am gedruckten Buch vorbeikommt, der Buchmarkt ändert sich.

Peter Kraus vom Cleff, kaufmännischer Geschäftsführer bei Rowohlt und Teilnehmer des Speed-Meetings, spricht von Transformationen. »Wir müssen uns verändern, bevor wir verändert werden«, bringt es vom Cleff auf den Punkt. Er will einen Eindruck kriegen von den jungen Topleuten und sucht auch auf diesem Weg nach potentiellen Nachwuchskräften, auch wenn er keine konkrete Stelle im Gepäck hat. Daß ihm an diesem Tag ausschließlich Frauen gegenüber sitzen, wundert vom Cleff nicht: »Die stecken ihre männlichen Altersgenossen in die Tasche.«

Alle acht Minuten wechseln die Gesprächspartner. Während die Verleger sitzen bleiben, rutschen die jungen Frauen im Uhrzeigersinn einen Tisch weiter. Acht Minuten sind knapp bemessen. »Ein bißchen kurz«, befindet Stephanie Lange, Geschäftsführerin von Hugendubel, die sich mit allen Kandidaten locker unterhält. Während an ihrem Tisch regelrecht geplaudert wird, scheint Oetinger-Geschäftsführer Til Weitendorf einem festen Fragemuster zu folgen, das hat schon Vorstellungsgesprächscharakter.

Für die Bewerberinnen ist das offensichtlich kein Problem. Sie scheinen alle bestens vorbereitet zu sein und nach dem zweiten, dritten Wechsel ist die Nervosität bei allen verflogen. Beide Seiten machen sich Notizen und nutzen die Chance, von der jeweils anderen etwas zu erfahren, was sie unter anderen Umständen nicht erfahren würden. Die Gespräche sind so intensiv, daß es die Organisatorinnen schwer haben, die Gesprächspartner nach Ablauf der Zeit zu trennen.

Zehn mal acht Minuten später ist alles vorbei. Während vor dem Speed-Meeting eine Grüppchenbildung zu sehen war, stehen nun alle gelöst beieinander. »Ich bin begeistert«, resümiert Peter Kraus vom Cleff. »Die Damen wissen, was sie können, ich habe sehr gute Charakterköpfe kennengelernt.« Und Ulrike Metzger, Geschäftsführerin vom Ravensburger Buchverlag, faßt zusammen: »Gut war das. Im nächsten Jahr sind wir wieder dabei.«

Alle scheinen zufrieden und optimistisch – die einen mehr, die anderen weniger. Während einige Bewerberinnen noch die gesammelten Visitenkarten verstauen, werden sie im Rausgehen daran erinnert, sich doch bitte zu melden. Eines scheint klar, wer aus diesem Speed-Meeting mit einem Job nach Hause gehen möchte, muß nun selbst aktiv werden. Die Verlage der Zukunft haben Türen geöffnet, durchgehen muß jeder selbst.

Ronja Busch

» Info: Auch im kommenden Jahr soll wieder ein Speed-Meeting in Frankfurt stattfinden. Interessenten für das Speed-Meeting und für die Arbeit der Verlage der Zukunft sind herzlich willkommen: www.verlagederzukunft.de



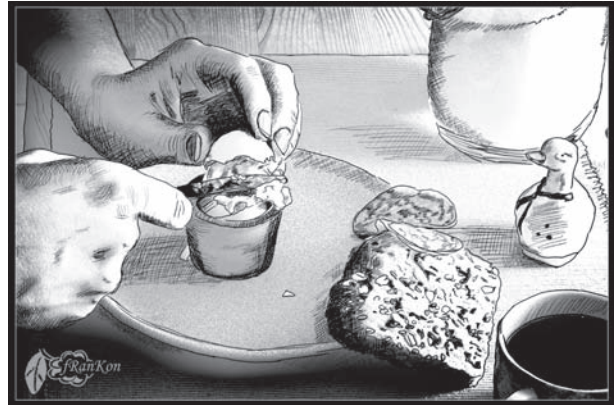
rohe eier sind stabiler als ihr ruf.

Von Stefan Werner

Eier, wir brauchen Eier, wenn Sie wissen, was das heißt. Kalzium, Eisen, Phosphor, Zink, Thiamin, B6, Folat, B12, fettlösliche Vitamine A, D, E und K und alle essentiellen Fettsäuren. Der FC Carl Heinz weiß das nicht und bekommt recht viele faule ins Nest gelegt. Der FC Rot-Weiß Erfurt hat auswärts ziemlich dicke. Günter spielt gern an seinen rum. Seine Frau Renate spielt schon lange nicht mehr damit. Deshalb hat Günter auch dicke Eier. Der Ovo-Lacto-Vegetarier darf sie essen. Pia auch, wenn sie vom Markt sind und Bio. Jenny bekommt nur welche aus dem Käfig, weil Hartz IV nicht für Bio reicht. Der Veganer verzichtet gleich ganz darauf, weil ein Urmel drin sein könnte. Humpty Dumpty ist ein Ei, das auf einer Mauer wohnt, es trägt einen Anzug und einen Schlips. Das Ei von Helmut Kohl hatte keinen Anzug und keinen Schlips. Überhaupt sind Eier bei Demonstranten sehr beliebt: S, M, L, XL, XXL, 0, 1, 2, 3, Bodenhaltung, Freilandhaltung, Käfighaltung, politische Haltung.

Thüringen ist berühmt für seine »braunen« Eier. Politiker und Verantwortliche haben das lange verdrängt. Der Verfassungsschutz hat auch welche. Das sind aber keine »braunen«, sondern V-Eier. In Zukunft soll es keine »braunen« Eier mehr geben. Deshalb hat der Gabriel den Udo gefragt, ob er nach Jena kommt und singt, denn schließlich kommen dort die besonders »braunen« Eier her. Weil der Udo lieber »bunte« Eier mag, hat er gleich ja gesagt und noch den Peter, den Thomas und die Silly mitgebracht. Auf dem großen Konzert hat dann die Christine gesagt, daß man die NPD-Henne verbieten will, denn die ist schließlich verantwortlich für die »braunen Eier«. Weil der das gar nicht gefallen hat, marschierten gleich 60 von den »Braunen« nach dem Konzert in Gera auf und haben mit Fahnen gewedelt und getrommelt. Und weil die gerne mit Fahnen wedeln und trommeln, findet man die auch sehr oft in Fußballstadien. Womit wir wieder beim Thema wären.

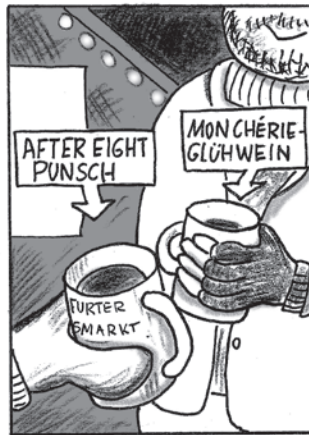
Bevor es am Wochenende ins Steigerwaldstadion geht, gibt es zum Frühstück ein Ei, das ich am spitzen Ende öffne. Das tun übrigens auch die meisten Liliputaner. Die, die es nicht tun, mußten auf die Insel Blefuscu flüchten, weil sie dort an den großen Propheten Lustrog glauben. Der hat gesagt: *All true believers break*



their eggs at the convenient end (Alle wahren Gläubigen schlagen ihr Ei am bequemen Ende auf). In manchen Religionen halten sie das Ei sogar für ein Symbol der Seele. Deshalb mußte Robert de Niro in *Angel Heart* so viele davon essen. Aber de Niro ist sowieso total edgy. Daß Gulliver wegen des ganzen Eiertanzes in den Krieg ziehen musste, ging ihm dann doch ganz schön auf die Nüsse.

Einen Eiertanz macht auch gerade die Angela wegen der Eurokrise, jedenfalls sagen das die Leute von der Nachrichtenagentur Bloomberg. Daß man mit Tanzen das Ei des Columbus finden kann, lernen Kinder in der Waldorfschule. Eiert der RWE erst gar nicht rum, kann er nach Ostern die Auferstehung in die zweite Bundesliga feiern. Der FCC wird dann immer noch fieberhaft nach Punkten suchen: lau ... kalt ... kälter ... Regionalliga.

Übrigens: Meine Eier habe ich verloren, als ich mich das erste Mal beim Pinkeln auf die Klobrille gesetzt habe. Seitdem geht mir alles nur noch auf den Sack.



von aubitz bis zickra.

Das Internet-Portal »Thüringen Universal« will alle 2.652 Ortschaften in Thüringen erkunden und beschreiben. Ein heilloses Unterfangen, möchte man meinen. Mitnichten, meint Ralf-Dieter May, Geschäftsführer und Initiator des Projektes, im Interview

Wie seid ihr auf die verrückte Idee gekommen, alle Thüringer Ortschaften in einem Internet-Portal zu beschreiben? Meine beiden Mitstreiter, Stefan Wogawa und Roman Müller, und ich sind mit der Idee schon vor vier, fünf Jahren schwanger gegangen, ein Portal für Thüringer Geschichte und Kultur zu entwickeln. Die Elfenbeintürme in Thüringen, also die Ballungsräume entlang der A4, sind in den Medien immer allgegenwärtig, aber die Regionen abseits davon werden meist nicht wahrgenommen, ja, vernachlässigt. Vor drei Jahren haben wir uns deshalb jeden kleinen Ort vorgenommen und haben festgestellt, daß es in der Regel sehr wenige Informationen dazu gibt. Dann haben wir gesagt: Wenn wir etwas machen, dann mit allen. Also haben wir die 2.652 Orte aufgenommen. Diese werden nun sukzessive mit Informationen zur Ortsgeschichte, zu wichtigen Bauwerken und lokalen Besonderheiten sowie mit Fotos unterlegt.

Darüberhinaus berichtet ihr auch aktuell aus Thüringen. Ja, neben der Vorstellung der Orte war von Anfang an auch die Idee da, über drei Rubriken – Kultur, Geschichte und Wissen – aktuell aus Thüringen zu berichten. Kultur heißt hier nicht der Spielplan der Oper, sondern die versteckten kleinen kulturellen Angebote und Projekte, aber natürlich auch die Kulturpolitik auf Landesebene, Bibliothekswesen oder Theaterfinanzierung. Unter die Rubrik »Wissen« fällt alles, was an den Thüringer Universitäten und Fachhochschulen passiert, denn hierüber wird viel zu wenig berichtet. Bei »Geschichte« geht es darum, Geschichten zu erzählen, nicht nur die eines Gebäudes, sondern auch die einer Person oder einer Region.

Die Grundidee von »Thüringen Universal« ist also die Bündelung von Informationen zu und aus Thüringen? Genau. Dabei ist uns jedoch wichtig, daß wir keine Inhalte aus bestehenden Internetseiten kopieren wollen oder eine Konkurrenz zu diesen Seiten aufzubauen. Unser Ziel ist, den Ort über einen kurzen Anriß kennenzulernen, und wenn der Ort eine Internetpräsenz hat, auf diese dann zu verweisen. Dieser vernetzende Gedanke ist uns sehr wichtig.

Das klingt nach wahnsinnig viel Arbeit. Wie geht ihr da vor? Derzeit arbeiten wir uns vom Buchstaben

A bis Z ab. Dabei fangen wir zunächst in den umliegenden Landkreisen an, also im Ilmkreis, Gotha, Eisenach, Sömmerda, Weimarer Land. Nach einer Grundrecherche fahren wir in die Orte, knüpfen Kontakte, machen Fotos. Es gibt etwa 25 Kategorien, nach denen wir einen Ort beschreiben. Das geht bei ganz normalen Kirchenbauten los, über Klöster, Synagogen, Brücken, Befestigungsanlagen bis hin zu Friedhöfen. Das funktioniert natürlich besonders gut bei kleinen Orten. Da ist es noch übersichtlich und die Auswahl fällt relativ leicht. Es gibt eine Kirche und vielleicht noch ein, zwei historisch bedeutsame Bauwerke. Bei größeren Städten wird es schon schwieriger, das Wichtige auszuwählen. Gerade habe ich Apolda bearbeitet. Die Stadt hat drei Kirchen, Baudenkmäler, ein altes Rathaus, ein Viadukt und das Schloß. Das nehmen wir alles auf. Dazu kommen wichtige Veranstaltungen, die regelmäßig wiederkehren und eine gewisse Tradition haben. Jeder Ort unterscheidet sich von dem anderen und die Region hat oft etwas besonderes. In der frühgeschichtlichen Besiedlung Thüringens bildeten sich ganz unterschiedliche Traditionen, Spracheinwirkungen heraus, die bis heute sichtbar sind. Das ist sehr spannend.

Inzwischen haben wir schon ein umfangreiches Archiv aufgebaut. Wir arbeiten ja schon seit drei Jahren an dem Projekt. So gibt es ein Foto-Archiv von über 2.000 Bildern. Derzeit pflegen wir die Informationen und Fotos sukzessive in die Datenbank ein und gleichzeitig sammeln wir neue.

Wer bewältigt diese ganze Arbeit? Gibt es ein festes Redaktionsteam? Im Augenblick sind wir fünf Leute in der Redaktion und es läuft hauptsächlich von Blankenhain und Erfurt aus. Zukünftig möchten wir aber auch Studierende ansprechen, die aus den verschiedenen Regionen Thüringens stammen und darüber recherchieren und schreiben. Und natürlich sollen in Zukunft auch die vielen Ortschronisten eingebunden werden. Wichtig sind Menschen mit Ortskenntnis. So haben wir in der Redaktion einen Vermessungsingenieur, der seit 40 Jahren das Thüringer Land vermisst und der uns immer wieder wertvolle Hinweise gibt: hier eine unbekannte Grotte, dort ein in Fels eingeschlagener Altarraum oder ein seltsames Tunnelsystem.

Inwieweit arbeitet ihr mit öffentlichen Einrichtungen, wie Museen oder Bibliotheken, zusammen, in denen sicher auch eine Menge an Wissen und Informationen vorhanden ist?

Das wird in Zukunft ausgebaut werden. Im Eichsfeld gibt es beispielsweise einen Zusammenschluß von allen Ortschronisten, die bringen vierteljährlich eine kleine Broschüre heraus – hier werden wir Kontakt herstellen. Wir haben in kleineren Orten oft erlebt, daß Chronisten zwar regelmäßig ihren Heimatkalender herausbringen, aber nicht über einen Internetanschluß verfügen. Hier gibt es immer wieder die Bereitschaft, an dem Projekt mitzuarbeiten und die eigene Arbeit einem breiteren Publikum zur Verfügung zu stellen. Auf der anderen Seite gibt es Orte wie Arnstadt mit einer tollen Ortschronik. Die werden wir natürlich nicht für unser Portal kopieren, sondern nur darauf verweisen.

Was waren für dich die interessantesten Orte, die sich im Laufe der Recherchen aufgetan haben?

Der interessanteste Ort, den wir bisher besucht haben, lag bei Camburg an der Saale. In einem Waldstück liegt dort die bundesweit älteste frühromanische Ruine einer Klosteranlage, die Cyriaksruine [siehe Foto]. Dorthin kommen regelmäßig Architekturstudierende aus dem ganzen Land, weil man da noch am Original die Bauweise des 11. Jahrhunderts studieren kann. Es gibt aber auch interessante Bräuche. Im Eichsfeld zum Beispiel findet jährlich eine Männerwallfahrt mit zigtausend Leuten statt. Davon bekommt man hier gar nichts mit. Oder Segnungen von Pferden oder das Steckenpferdrennen, bei dem die Kinder mit Steckenpferden die Kirche umrunden. In diesem Jahr bin ich entlang der alten Via Regia durch Thüringen gewandert. Da gibt es links und rechts des Weges phantastische Sachen: die Wasserburg in Olendorf etwa oder Versuche, alte keltische Kultstätten zu erforschen und wieder zugänglich zu machen.

Die Webseite ist seit Juli online – wie fällt dein erstes Fazit aus? Da bin ich ganz zufrieden. Im Dezember werden wir die Marke von 15.000 Seitenaufrufen überspringen. Es steigert sich von Monat zu Monat.

Wir hoffen, daß wir in der Mitte des nächsten Quartals soweit sein werden, daß das Portal beginnt, sich über Anzeigen zu refinanzieren. Je mehr Inhalt darin ist, desto mehr Leute interessieren sich dafür.

Du kommst ursprünglich aus Baden-Württemberg, und lernst über deine Recherchen nun auch Thüringen kennen. Was ist für dich das Faszinierende an Thüringen?

Was mich fasziniert, ist, daß dieses Thüringen – im Gegensatz zu allen anderen Bundesländern – so eine unwahrscheinlich reiche Geschichte hat und sich hier so viel entschieden hat. Das merkt man auch heute noch. Viele Auseinandersetzungen, die in Europa eine wichtige Rolle gespielt haben, fanden in Thüringen, in der Mitte Europas, statt – die Reformation begann hier, der Bauernkrieg hatte hier sein Zentrum, genauso wie die Auseinandersetzungen zwischen Franken und Slawen. Dazu kommen die architektonischen Schönheiten und handwerklichen Traditionen. Im Thüringer Wald die Glasbläserei, der Schieferabbau oder die Glockengießerei. Aber auch die europäische Bildungs- und Kulturgeschichte ist ohne Thüringen nicht denkbar. Man kann nur staunen, was sich über die Jahrhunderte hier entfaltet hat. Das ist ja der Ansatz von »Thüringen Universal«: das Land läßt sich nicht auf einen Aspekt reduzieren.

Was sind deine Wünsche für die Zukunft, wo steht »Thüringen Universal« in fünf Jahren?

Der größte Wunsch wäre, daß, wenn ein Amerikaner oder Japaner Thüringen besuchen möchte, er auf unsere Webseite geht, um sich über das Land zu informieren, und wenn wir damit einen Beitrag dazu leisten könnten, auch abgelegene Regionen Thüringens attraktiv für Besucher zu machen. Bis dahin sollte das Portal weiter wachsen – ohne in Konkurrenz zu anderen bestehenden Angeboten zu treten. Denn es gibt viel zu viel Wissen, das in Thüringen noch verborgen ist.

Interview: Thomas Putz

» www.thueringen-universal.de



Foto: Thüringen Universal

pornoskandal in suhl?

Man hätte fast glauben können, würde man den teilweise skurril anmutenden Berichten in der Tageszeitung Freies Wort, in der BILD-Zeitung und später auch bei Antenne Thüringen Glauben schenken, daß beim »Freitagssalon – Kopf und Bauch« im Oktober im beschaulichen Suhl ein Pornoskandal stattgefunden hat

Erotische Texte, vorgetragen von Jens-Fietje Dwars, und erotische Lieder von Brecht und Villon, gesungen von Orge Zurawski, sowie eine Kunstperformance mit nackter Frau auf dem Flügel haben dem Oktober-Freitagssalon in der Waffenstadt Suhl zu außergewöhnlicher lokaler Medienaufmerksamkeit verholfen und ihm ein absonderliches Denkmal gesetzt. Besonders der Auftritt einer nackten Blondine, die im Zuge einer Persiflage auf großstädtische Kunstperformances und in Anspielung auf filmische Meisterwerke, wie »Das große Fressen«, als natürlich-körperlich existente Raumdekoration fungierte, schien den sittsamen Nerv einer Lokalredakteurin der ortsansässigen Tageszeitung getroffen zu haben.

Die sich über mehrere Wochen hinziehende Berichterstattung ließ durchaus den Schluß zu, daß die Veranstalter mit dem Auftritt des »Nackedei« den provinziell belastbaren Bogen überspannt, mit scharfen Waffen geschossen und die wahren Ordnungshüter der Beschaulichkeit geweckt hatten. Da wurden Fragebögen versendet, in denen sinngemäß angefragt wurde, ob Mitarbeiter der Stadtverwaltung während ihrer Arbeitszeit in einem stadtbekannten Suhler Etablissement vorstellig waren, um Erkundigungen einzuholen, wie teuer wohl »Nutten« wären, um sie womöglich nackig durch die Flure der altehrwürdigen Volkshochschule toben zu lassen.

Die Rolle der Volkshochschule innerhalb dieser Veranstaltung war in dem Fragewerk genauso Thema wie die Bedingungen der Zusammenarbeit zwischen den Veranstaltern, dem Provinzkultur e.V., und der Volkshochschule Suhl. Allesamt natürlich berechnete Fragen – denn es galt ja, Ordnung und Sicherheit mit Hilfe der 4. Gewalt wiederherzustellen, um jegliche unzüchtartigen Auswüchse aus der verschnarchten Provinz fern zu halten. Bis dahin konnte der geneigte Freitagssalonbesucher dem frivolen Treiben, mit dem sich die Redakteurin so intensiv und investigativ auseinandersetzte, ja noch augenzwinkernd und sichtlich amüsiert folgen. Als schlußendlich aber falsche Behauptungen bezüglich der Fördergeldbereitstellung durch das Thüringer Kultusministerium sowie der tausendfachen Veröffentlichung der persönlichen Meinungen der Redakteurin zu angeblich zu niedrigen Eintrittspreisen und fehlendem Niveau der ganzen Veranstaltungsreihe ungefiltert über der Leserschaft ausgekippt wurden, wurde plötzlich aus

allgemeiner Belustigung alltäglicher Ernst. Denn bei falschen Behauptungen hört der Spaß bekanntlich auf. Die Tageszeitung reagierte nun seriös und sauber mit einer Richtigstellung der Aussagen.

Ohnehin war die Meinungs-Attacke der Redakteurin verwunderlich, hatten doch die anderen Redakteure derselben Zeitung alle, wirklich alle vorangegangenen Salons als gut befunden und ob ihres Inhaltes journalistisch gelobt. Aufgeweckt durch das mediale Geschrei würdigte sogar die BILD-Zeitung der Geschichte noch Wochen nach dem »Skandal« eine halbe Seite an prominenter Blattposition auf Seite 3. Entsetzte Stadträte erieferten sich im Boulevard über Sexismus, obwohl klar war, daß die Dame den Flügel freiwillig bestiegen hatte.

Ein besonders besorgter Stadtvater fragte aus Angst vor flächendeckender Sexinfektion im dafür zuständigen Gremium, dem Ausschuß für Kultur, Bildung und Sport, nach, ob denn die Dame überhaupt ein Gesundheitszeugnis hätte. Aufregung und Empörung in Suhl – und die BILD mittendrin, statt nur dabei!

Da arbeitet ein gemeinnütziger Verein, nämlich der Provinzkultur e.V., mit Sitz in Suhl seit elf Jahren seriös in den unterschiedlichsten Kunst- und Kulturbereichen und schafft es in dieser Zeit nicht ein einziges Mal in das bunte Schlagzeilenblättchen – bis nun die Entblößung nackter Haut während einer Performance die Moralbibel der Bundesbürger aufweckt. Und der private Radiosender Antenne Thüringen setzte der Provinzposse die Krone auf, indem er verkündete, daß in der Volkshochschule Steuergelder für ein »Erotik-Büfett« verschwendet worden sind. Auch hier folgte später eine Richtigstellung falscher Behauptungen.

Schade an der ganzen Sache war, daß der eigentliche Programmhöhepunkt, die wirklich hochklassige Lesung von Jens-Fietje Dwars sowie die Lieder von Orge Zurawski, in der Berichterstattung vom Vorspiel verdrängt wurde. Schade ebenso, daß in der Konsequenz der Berichterstattung der verantwortliche Mitarbeiter der VHS Suhl für den Salon erklärt hat, daß er unter solchen Umständen seine Arbeitskraft der Veranstaltungsreihe als VHS-Mitarbeiter nicht mehr zur Verfügung stellt. Und das alles wegen einer nackten Dame auf dem Klavier! Das ist doch mal wahre Provinzkultur!

Sandra Holst

..... auf nummer sicher gehen!

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

kostenlos und drinnen.

Der neue Info- und Umsonst-Laden in der Gerberstraße 1 in Weimar bietet viel Raum für Veranstaltungen

Ende September hatten unsere Autoren Ronald Hirte, Hannah Röttle und Fritz von Klinggräff gerade ihre erste Lesung in einer Buchhandlung in Weimar absolviert. Die Veranstaltung war gut besucht und das Publikum diskutierte interessiert mit. Doch viele Personen, von denen ich dachte, daß sie sich für »Von Buchenwald(.) nach Europa« interessieren würden, waren nicht darunter. Um sie zu erreichen, brauchen wir einen anderen Ort, dachte ich mir. Erst Anfang Oktober hatte Christoph Schaffarzyk mich zu einer Lesung von Autoren des hEfts aus Erfurt eingeladen. Die erste Lesung in dem neuen Info-Laden der Gerber 1. Wir sollten dort auch eine Lesung veranstalten, um die jungen, engagierten Menschen Weimars besser zu erreichen.

Zwei Tage später fuhr ich zufällig mit dem Rad an der Gerber vorbei und traf auf Christoph. Mit dem Gedanken im Hinterkopf, ihn zu fragen, ob er Lust hätte, im Info-Laden der Gerber 1 eine Lesung mit den Autoren des Buches »Von Buchenwald(.) nach Europa« zu veranstalten, setzte ich mich zu ihm auf die Bank vor dem Haus in die Sonne. Bevor ich zu meiner Frage ansetzen konnte, sagte Christoph: »Ihr habt doch da so ein Buch zum Thema Buchenwald. Das wäre doch ein interessantes Thema für die Gerberjugendlichen. Und überhaupt wollen wir nach der Lesung mit den Autoren vom hEft eine gewisse Kontinuität reinbringen und regelmäßig Lesungen im Info-Laden veranstalten. Meinst du, wir könnten da was zusammen machen?« Ich grinste ihn an und sagte, daß ich genau den gleichen Gedanken hatte. »Bestimmt sind die Autoren dabei. Ich frag mal nach.«

Zusammen gingen wir hoch, um mir den neuen Info- und Umsonst-Laden zeigen zu lassen und mit Leo zu sprechen. Vorbei an der Bar führt eine Treppe unter das Dach. Der geräumige Raum wird von Regalen eingerahmt. In der Nähe der Treppe enthalten sie Klammern, Bücher, Spiele und andere nützliche Dinge und gehören zum Umsonst-Laden. Auf der anderen Seite des Raumes steht die Bibliothek. Dort finden sich Bücher zu den Themen Antifaschismus, Sexismus- und Gesellschaftskritik, Politik, Lexika und Werke des literarischen Kanons. Ein Infotresen hält Flyer, Magazine und Tageszeitungen bereit. Zum Lesen und Stöbern läßt

es sich bequem in den Sessel oder das Sofa fläzen. Der Raum bietet viele Möglichkeiten für Veranstaltungen, und so plant die Gruppe um den Info-Laden Lesekreise, Diskussionsabende und weitere öffentliche Lesungen.

Wir fanden einen Termin direkt im Anschluß an die Frankfurter Buchmesse und an eine Lesung in Berlin. Flyer wurden erstellt und in Weimar und Erfurt verteilt, Pressemitteilungen wurden rausgeschickt. Ronald nahm sich die Zeit, vor der Veranstaltung Jugendliche aus der Gerber über die Gedenkstätte Buchenwald zu führen. Zur Lesung kamen ca. 25 interessierte Gäste, womit der Raum unter dem Dach fast voll war. Ronald, Hannah und Fritz lasen verschiedene Passagen aus dem Buch, zeigten Fotos von den Treffen mit ehemaligen Buchenwald-Häftlingen in Frankreich, mit denen sie über Europa gesprochen hatten, und diskutierten mit ihren Zuhörern über die verschiedenen Positionen der KZ-Überlebenden zu Europa damals und heute, über Solidarität unter den Häftlingen verschiedener Nationen und über das, was sie der jungen Generation für ihren Kampf gegen den Faschismus mitgeben können.

Mehr als eine Stunde dauerten Lesung und Diskussion. Die Autoren waren begeistert und nahmen neue Blickwinkel auf ihre Texte mit. Ganz wichtig und hilfreich war für sie das Feedback der Jugendlichen zum Thema, da sie bald auch in Schulen lesen möchten. Ronald Hirte war von der Idee eines Lesekreises so ange-tan, daß er sich für weitere Veranstaltungen engagieren möchte.

Alle Veranstalter von Lesungen haben in der Gerberstraße 1 eine neue Plattform, sich zu präsentieren und in Kontakt mit der nächsten Generation von Kultur- und Politikinteressierten zu kommen.

Jessica Paesch

» Info- und Umsontladen, Weimar, Gerberstraße 1, Öffnungszeiten: Donnerstag und Sonntag 15–18 Uhr, Kontakt: christoph-schaffarzyk@gmx.de

versteckspielen im südpark und kotzen im training.

Mehr als zweieinhalb Jahre hat der Historiker Michael Kummer an seiner Dissertation »Die Fußballclubs Rot-Weiß Erfurt und Carl Zeiss Jena und ihre Vorgänger in der DDR. Ein Vergleich ihrer Bedingungen« geschrieben. Rund 50 Zeitzeugen-Interviews hat er geführt, unter anderem mit den Spielern Peter Ducke und Jürgen Heun. Die Arbeit ging der Frage nach, warum der Jenaer Fußballclub in der DDR so viel besser als sein Erfurter Pendant war. Zur Erinnerung: Erfurt wurde 1954 und 1955 DDR-Meister, Jena 1963, 1968 und 1970. Erfurt war einmal Vizemeister, Jena 9 Mal. Erfurt hat zu DDR-Zeiten nie ein Europacupspiel bestritten, Jena machte 87 Spiele und scheiterte 1981 unter Trainer Hans Meyer erst im Europacup-Finale der Pokalsieger an Dynamo Tiflis. Im Gespräch mit hEft erläutert Michael Kummer die Ergebnisse seiner Dissertation

Herr Kummer, einer der Gründe von Jenas Erfolg war der sogenannte Trägerbetrieb, ein Modell nach sowjetischem Vorbild, bei dem ein Unternehmen Pate für einen Fußballclub stand. Jena hatte den potenten VEB Carl Zeiss Jena im Rücken, Erfurt zunächst den relativ kleinen VEB Reparaturwerk »Clara Zetkin«. Trotzdem wurde die Erfurter Mannschaft 1954 und 1955 DDR-Meister.

Wie erklärt sich das? Das ist in der Tat bemerkenswert. Zum einen war es so, daß die Mannschaft einfach eine günstige Mischung von sehr guten Spielern hatte und das auch gepaßt hat, zum anderen war zu dieser Zeit mit Hans Carl einer der besten und erfolgsorientiertesten Trainer der damaligen DDR verantwortlich für die Erfurter. Dazu besaß man neben den offiziellen materiellen und finanziellen Mitteln aus Berlin auch private Geldgeber. In der ersten Hälfte der 50er Jahre war privates Unternehmertum in der DDR teilweise noch zugelassen. Mehrere Zeitzeugen haben zum Beispiel auf den Bestattungsunternehmer Hattenbach verwiesen. Der war Fußballfanatiker und hat sein Geld der Mannschaft für Siegpriämien gegeben oder die Spieler zum Essen eingeladen, was damals ein großes Privileg war, ins Restaurant oder in die Kneipe zu gehen, um dort ein Fleischgericht zu bekommen.

Kann man eigentlich bei Jena einen konkreten Ausgangspunkt für den sportlichen Aufstieg nennen? 1958 kam ja schon Erfolgstrainer Georg Buschner. Warum war Jena plötzlich so stark? Ich glaube, daß die große Rolle und die zunehmende Unterstützung des Trägerbetriebs VEB Carl Zeiss Jena sehr wichtig war. Buschner hat sich als neu eingesetzter Cheftrainer mit ein paar Leuten vom Trägerbetrieb

und vom Institut für Körperkultur und Sport der Universität zusammengesetzt und die Lage betrachtet. Und die haben sich gesagt, wir sind eigentlich im Vergleich zu den anderen Oberliga-Städten relativ klein, eine funktionierende Nachwuchsarbeit gibt's noch nicht, auch wir haben vielleicht Probleme, für die Spieler eine Wohnung zu finden, aber mit einem Trägerbetrieb, der weiter ausgebaut wird, weil er wichtig für die DDR ist, können wir erfolgreich sein, wenn wir immer die besten Spieler aus den anderen Klubs holen. So wie Bayern München diese Strategie heute mit viel Geld realisiert, hat Jena das im kleineren Maßstab versucht.

Um neue Spieler zu gewinnen, kam es dann auch schon zu richtig konspirativen Treffen? Ja, das geht zum einen aus den Stasi-Akten und vor allem aus den Zeitzeugeninterviews hervor. So kam es sogar vor, daß der Verantwortliche aus Jena nach Erfurt mit einem extra besorgten Nummernschild gefahren ist. Mit einem Nummernschild des Bezirks Erfurt, das ihm laut Erzählung die Jenaer Polizei besorgt hat. Dann hat der Verantwortliche den beworbenen Spieler direkt in der Wohnung aufgesucht, was offiziell untersagt war. Man hat dem Spieler dann eine Art Handgeld angeboten, hat gesagt, schau, so wohnen bei uns die Spieler in Jena, das sind mögliche Prämien, die du bekommen könntest, wenn du in der Stammelf spielst.

Inwieweit waren denn auch das Spielsystem oder die Trainingsmethoden entscheidend für die positive sportliche Entwicklung in Jena? Mit Sicherheit spielte das auch eine Rolle. Ich bin allerdings kein Sportwissenschaftler. Trainingsmethoden kann ich daher schwer einschätzen. Spieler, die in beiden Klubs spielten, haben mir aber erzählt, daß es ein Unterschied

wie Tag und Nacht war in der Trainingsmethodik, der Intensität und in dem professionellen Verhalten – vor allem in den 60er und 70er Jahren. Ein Spieler hat mir erzählt, daß bei Läufen durch den Erfurter Südpark die Spieler sich hinter den Bäumen versteckt und gewartet haben, bis die Zeit herum war, dann sind sie ins Ziel gekommen. In Jena war so etwas undenkbar. Dort haben das alle bis zur Erschöpfung gemacht. Die Jenaer Spieler mußten im Training kotzen, das war für Buschner ein Anzeichen, daß sie bis zur Schmerzgrenze gegangen sind. Folge war, daß die Spieler natürlich viel mehr Power hatten, in der 85. Minute auch noch Gas geben konnten und die anderen überrannt haben. Der Journalist Christoph Dieckmann schrieb dazu mal: »Im heimischen Abbe-Sportfeld ritt Jenas Kavallerie alles flach«. Das trifft es sehr gut.

Inwieweit hat Doping beim Jenaer Erfolg eine Rolle gespielt? Den Zusammenhang zwischen dem Standort des VEB Jenapharm und dem Standort des FC Carl Zeiss Jena hat im letzten Jahr der Historiker Dr. Klaus Latzel ganz explizit hergestellt, indem er über Zeitzeugenaussagen nachgewiesen hat, daß die Funktionäre zu Jenapharm gegangen sind und sich dort das Standarddopingmittel Oral Turinabol eigenmächtig besorgt haben. Dieses Mittel war zum Muskelaufbau gedacht, das war eigentlich ein Medikament, ein männliches Hormon. Das wurde dann auch im Fußballbereich genommen, vor allem in den Sommer- und Wintertrainingslagern, wo es darum ging, Ausdauer zu trainieren, oder wenn ein Spieler lange Zeit verletzt war, um die Muskelmasse relativ schnell wieder aufzubauen. Das hat man in Jena sehr viel früher als in Erfurt eingesetzt. Ob das systematisch geschah, ließ sich nicht rekonstruieren. Ob tatsächlich der Arzt des sportmedizinischen Dienstes jede Woche zu einer bestimmten Zeit Pillen ausgegeben hat, bleibt unklar. Was jedoch feststellbar ist, daß es überhaupt stattfand.

Neben Geld, intensivem Training und Doping schrieben Sie, daß auch das System der allseitigen Fürsorge in Jena entscheidend für den Erfolg war. Damals war es so, daß die Verantwortlichen in Jena das systemisch angegangen sind, weil die sich gesagt haben, wir können die besten Spieler nur halten, nicht weil die Jena so schön finden, sondern weil die hier allseits umsorgt werden – also sozial, finanziell und

materiell. Sozial heißt zum Beispiel, daß die Spieler zwar beim Trägerbetrieb VEB Carl Zeiss Jena angestellt waren, aber dort nicht arbeiteten, jedenfalls spätestens seit Anfang der 60er Jahre nicht mehr. Das waren also Vollprofis. In den ganzen Sozialeinrichtungen vom VEB Carl Zeiss Jena wurden die Spieler und Funktionäre des Clubs auch bevorzugt behandelt, also man hat schneller oder überhaupt einen Urlaubsplatz bekommen. Zu den materiellen Privilegien gehörte zum Beispiel, daß die Häuser der Carl-Zeiss-Stiftung den Spieler bevorzugt zu recht günstigen Preisen angeboten wurden. An PKW ist man als Spieler alle 2, 3 Jahre ran gekommen, wenn man es wollte. Neben den Prämien, Handgeldern und teils auch zweiten Gehältern war es langfristig finanziell attraktiv, daß die Spieler in ihrer beruflichen Qualifikation massiv gefördert wurden. Meisterlehrgänge wurden extra für Spieler geschaffen. Mit diesen Pfunden hat Jena lange Zeit gewuchert, später haben andere Clubs, so auch der FC Rot-Weiß Erfurt massiv ab 1980, dieses Prinzip kopiert.

Von den beiden Vereinen gab es ja bislang nicht viel Interesse. Hat sich das inzwischen geändert?

Ich hoffe, daß man von Erfurter Seite ein kleines Traditionskabinett oder Museum einrichtet, welches sich mit wissenschaftlich aufbereiteter Vergangenheit präsentiert. Womöglich könnte dies sogar im neuen Stadion integriert werden, ein eigentlich heute üblicher und wichtiger Baustein zur Fanbindung. Daneben gibt es auch Fans, die seit Jahrzehnten Devotionalien sammeln. So könnte im Museum neben vielen anderen Dingen beispielsweise das originale Meistertrikot von 1955 zusammen mit gut aufbereiteten und wissenschaftlich seriösen Hintergrundinformationen präsentiert werden. Das würde mir vorschweben. Ich werde die Verantwortlichen des Vereins in den nächsten Monaten noch einmal kontaktieren und sie darauf ansprechen.

Herr Kummer, ich bedanke mich für das Gespräch.

» Der Historiker Michael Kummer präsentiert die Ergebnisse seiner Dissertation am 23. Januar in der Kleinen Synagoge in Erfurt im Rahmen der Montagsvorträge des Erfurter Geschichtsvereins. Beginn ist um 19 Uhr, der Eintritt ist frei. Ende 2012 soll die Dissertation als Buch erscheinen, in welches auch die Reaktionen auf die Arbeit einfließen werden.

wozu noch deutschland?

Die globale Finanzkrise wird immer schlimmer, so wie wir es leider vorausgesagt hatten. Inzwischen ist sogar das gesamte Konstrukt um den Euro ins Wackeln geraten. Von Paolo Fusi

Mit ihrem »Nein« zu den Eurobonds (womit die Europäische Union – um es vereinfacht zu sagen – die Schulden aller Länder auf sich nehmen würde), versucht Angela Merkel, die Interessen Deutschlands zu wahren. Und zwar in einer Zeit der Krise, in der Großbritannien und Frankreich mit demselben Elan ihre Interessen vertreten und keine Rücksicht auf Verluste nehmen.

Es funktioniert alles nicht. Der Plan, Spanien, Italien, Portugal, Irland und Griechenland wie die DDR zu behandeln, wird daran scheitern, daß man nicht dasselbe Spiel mit der unterschiedlichen Währung machen kann. Man kann auf keinen Fall den Einwohnern dieser Länder glaubhaft machen, daß sie sich wegen der Wiedervereinigung freuen und damit das Bild von Freiheit und Reichtum verbinden sollten. Gerade das Gegenteil ist wahr.

Die USA versuchen, ihre Kriegskosten und ihre interne Wirtschaftspleite auf uns abzuwälzen. Die Attacken der Hedgefonds sind nichts anderes. Es gibt keinen Grund, um die Staatsanleihen von Deutschland oder sogar von Griechenland zu disqualifizieren. Der Finanzmarkt bewegt sich nicht nach Vernunft sondern nach Gewalt und Hysterie. Die Amerikaner wissen beides zu beherrschen, auch wenn sie traditionsgemäß die Folgen davon nicht meistern können. Die Hedgefonds bewegen weitaus mehr Geld, als alle europäischen Länder zusammengerechnet. Sie entscheiden, wieviel etwas Wert ist. Sie müssen Dollar loswerden und dafür Geschäfte übernehmen, die Mehrwert produzieren oder Marktgegner ausschalten oder einfach nur – durch die Ankäufe – ihre eigene Devisen stärken. Was ihnen auch gelingt. Sie wollen den Euro vernichten, weil der Euro das Ende des Dollars als internationale Währung bedeuten könnte.

Das alles geschieht aber lediglich auf der Finanzebene. Es hat keine Konsequenz auf die Industrie und auf die sonstigen (damit verbundenen) Dienstleistungsbereiche der Wirtschaft. Dieser Krieg schafft eine buchhalterische Katastrophe in den Budgets der

Nationalstaaten und zeigt sich durch die schweren Verluste der Banken. Nach Angaben der Europäischen Zentralbank bräuchten die EU-Banken 115 Milliarden Euro

Rekapitalisierung, um die Krise zu überstehen. Sie wollen das Geld von uns haben.

Die neue italienische Regierung macht mit, indem sie Bargeldtransaktionen im Wert von über 500 Euro verbietet und sie nur durch die Vermittlung einer Bank (mit Gebühren) erlaubt. Der Staat hat damit die Beziehung zwischen einer Bank und ihren Kunden um 360 Grad gewendet. Vorher mußte ein Bürger Vertrauen in eine Bank haben, um ihr seine Ersparnisse zu leihen. Heute muß ein Bürger mit der Bank umgehen, obwohl er weiß, daß die Bank ihn betrügt und ihm kein Geld borgt, wenn er es braucht.

Einige Politiker bringen – besser als alle anderen – die Lage auf den Punkt. Sie sagen, wir hätten unterschiedliche Szenarien. Szenario eins: Wir geben den Euro auf und machen mit den schwächsten EU-Ländern das, was die BRD 1990 mit der DDR getan hat. Diesmal wollen aber auch Chinesen, Amerikaner, Russen, Araber, Inder, Brasilianer, Südafrikaner und Angolaner zur Party eingeladen werden. Das werden die Opferländer aber nicht verkraften, jedenfalls nicht ohne Gewaltausbrüche und die Abschaffung der Demokratie. Szenario zwei: Wir halten am Euro fest. Dafür müssen wir aber die Nationalstaaten aufgeben und endlich aus dem Schatten der USA heraustreten. Wir müssen sofort Bretton Woods (das Gründungsabkommen des Internationalen Währungsfonds) rückgängig machen. Jene Verträge, die uns zwingen, Dollar zu einem bestimmten (außerhalb der Marktregeln festgesetzten) Wert zu kaufen, wenn es die USA von uns verlangen.

Eine faszinierende Möglichkeit – wovor aber alle Angst haben.

Nicht ohne Grund. In ihrem Machtwahn hat die USA etwas übersehen: Wenn auf internationaler Ebene alles mit Dollar bewertet und verkauft werden soll, dann müssen Massen von dieser Devisen das ursprüngliche Land verlassen. Heute besitzt China fast genauso



viel Dollar wie die USA, was die Möglichkeit einer unvorhersehbaren Destabilisierung der US-amerikanischen Binnenwirtschaft mit sich trägt. Obama allein mit seinen Leuten ist nicht mehr in der Lage, Geldpolitik im eigenen Land zu betreiben, ohne dabei Rücksicht auf Peking zu nehmen. Die Abhängigkeit läuft in beide Richtungen. In den letzten 65 Jahren haben wir Europäer von dieser Lage ziemlich profitiert, denn die USA waren gezwungen, so viel wie möglich von uns zu kaufen, um die Macht des Dollars aufrecht zu erhalten – und haben uns wahnsinnige Kredite gegeben, um zu ermöglichen, daß wir wiederum ihre, aber dann auch unsere Fertigprodukte kaufen.

In meinen Augen gibt es kaum einen Unterschied zwischen diesen beiden Szenarien. Das Volk, das seit 1945 mit dem Versprechen auf Wohlstand ruhig gehalten wurde, wird jetzt in den Ruin getrieben. Denn die Wirtschaft braucht es immer weniger. Wenn die Gewinne bei den europäischen Konsumenten immer geringer werden (auch wegen des Lohndumpings und der Billigläden), dann sucht die Wirtschaft jemanden, der besser bezahlt.

Und der sitzt in den Entwicklungsländern. In Deutschland geben sich immer mehr Bürger damit zufrieden, von 600 Euro im Monat zu leben. Damit sind sie für die globale Wirtschaft nicht mehr als irrelevante Bakterien. Denn die Nationalstaaten, die vorher mit dem Aufbau und der Erhaltung des Sozialstaates für fiktiv erzeugte Kosten gesorgt und die Räder der Mühle geölt haben, haben aufgrund der USA-Attacke all das abgeschafft. Dadurch schalten sie sich selbst aus der globalen Geldumverteilung aus. Die Kosten des Sozialstaates haben jahrzehntelang Länder wie Deutschland attraktiv gemacht, weil der Sozialstaat gekauft und bar bezahlt hat. Alle Idioten, die gegen soziale Einrichtungen sind, sind nicht nur menschenhassende Haifische, sondern Trottel, die von der Makroökonomie kaum eine Ahnung haben und nur die Einkaufsliste von Tante Emma verwalten können. Sie denken, Sparen bedeute mehr Geld in der Tasche, und merken nicht, daß das Gegenteil wahr ist.

Wir müssen also neue Einheiten suchen, die bereit sind, Geld in echte Projekte zu investieren. Diese Projekte existieren bereits und werden gnadenlos vorangetrieben, nicht mal heimlich. Zum Beispiel mit der Geburt der Wirtschaftspole, erweiterten Großstädten mit ihrem Einzugsgebiet, die sich, abgesehen von den Staatengrenzen, als neue unabhängige und fast autarke Einheiten formieren.

Heute können wir nicht mehr Deutschland als gesamtes vorantreiben. In Hamburg wird heftig um den Hafen gekämpft. Hapag Lloyd versucht, sich gegen Rotterdam und Antwerpen zu behaupten, und dehnt das Einzugsgebiet bis nach Bremen aus. Alles für eine Region, die nur das eine tut: Schiffe beladen und entladen. Leipzig avanciert nach und nach zu einer Stadt in der Region, die nicht nur drei Bundesländer umfaßt, sondern erstreckt sich noch weiter bis nach Polen. Mailand und Zürich, zum Beispiel, werden durch die Vervollständigung des Alptransit-Tunnels zu einer einzigen Stadt, die bis nach Turin reicht, wo die Autoindustrie gerade den Bach runtergeht.

In diesen neuen Einheiten werden wir in der Lage sein müssen, Kosten zu verursachen und Mehrwert zu schaffen, um diese Kosten zu tragen. Wir werden aus dem Finanzkasinospielchen der Derivate aussteigen und uns wieder auf die Industrie, vor allem auf die neuen Energie- und Umweltschutzbedürfnisse konzentrieren. Wir werden in Kultur investieren müssen, so daß die Leute einen Grund haben, mehr als 600 Euro im Monat zu brauchen, und dafür bereit sind, neue Wege zu gehen und neue Herausforderungen zu wagen. Mehr als mit einem Bier in der Hand in die Glotze zu schauen. Wozu noch Deutschland oder Frankreich oder Italien? Brauchen wir Sarkozy und seine dumme Ehefrau? Berlusconi und seine Pornopartys? Oder brauchen wir eher einen Aufschwung, nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem seelisch: eine Hoffnung, eine Richtung? Laßt uns über die Wiederaufspaltung reden, von den Vereinigungen haben wir genug.



still.*leben*

Von Dominik Bönisch





Als ich mich hinsetzte, um auf die Frage einzugehen, was Fotografie für mich bedeutet, wollte ich eine Menge sagen. Ich wollte in verschachtelten Sätzen antworten und Dingen entsprechen, die nicht zu mir gehören. Ich wollte zeigen, daß die Fotografie mir ermöglicht, mein Leben einzufangen, und die Kamera mehr vermag als alles andere, was ich bisher in den Händen hielt. Ich wollte erklären, welches Gefühl entsteht, wenn man das perfekte Foto auf der Filmrolle entdeckt – immer und immer wieder. Ich wollte bestätigen, daß jedes Bild, jede eingefrorene Szene und jede Aufnahme es wert sind, gesehen zu werden. Ich wollte verdeutlichen, wie diese Tätigkeit einen besseren Menschen aus mir macht. Doch dann entschied ich mich, dies alles nicht mehr zu wollen und mich hingegen auf die Aussage zu beschränken: Fotografieren bedeutet, etwas zu schaffen. Und darum geht es doch im wesentlichen. // Mehr auf fallenforest.tumblr.com





assis tun schrei'n.

Von Matthias Heine

Marcel sitzt an der Straßenbahnhaltestelle. Es ist fünf Uhr in der Frühe. Er wartet auf den Nachtbus, der ihn endlich nach Hause bringen soll. Eine halbe Stunde noch. Die Gedanken sind müde und es ist scheißkalt. Wieder hat er keine Unterhosen angezogen. Die Hoffnung stirbt eben zuletzt. Falls es doch dazu gekommen wäre, hätte Marcel mit einer Unterhose natürlich kacke ausgesehen. Das kann man auch nicht wegdiskutieren in so einer Situation. Bei Unterhosen hört sich alles auf. Aber es ist nicht dazu gekommen. Es ist wieder nicht dazu gekommen. Es ist lange nicht mehr dazu gekommen. Vielleicht muß er an seiner Taktik arbeiten. Vielleicht reicht es nicht, sich mit Bier und Schnaps vollzusaufen und dann erst mutig genug zu sein, aber leider nicht mehr sprechen zu können. Da hilft auch das olle Che-Guevara-Shirt nicht weiter und die neue Jeansjacke. Das halbvollle Beck's, das ihm jetzt zu abgestanden und zu kalt ist, hat er aufwendig aus dem Club geschmuggelt. Es steht neben ihm und pfeift einen Suicidesong in Moll vom Comandante, der Schweinebucht, Fidel und Santa Clara. Marcel reinigt sich seine dunkel geränderten Nägel, angewinkelt mit den Vorderzähnen, und spuckt Haut und das Dunkle in das Dunkle. Das Dunkle antwortet lässig und läßt vor ihm eine Gestalt grau werden.

Der Mann wankt auf ihn zu. Er ist klein und schwächig, soweit man das erkennen kann. Es geht erstmal keine Gefahr von ihm aus. Trotzdem wünscht sich Marcel, daß er ihn einfach passiert. Nichts wäre jetzt nerviger als irgendein Fremder. Der Mann kommt trotzdem näher. Er hat ein aufgeschlagenes Gesicht. Er ist alt, ausgemergelt und verdroschen. Ein Assi.

»Assis tun schrei'n«, denkt Marcel und erinnert sich, daß er bei dem Böhse-Onkelz-Song »Ach, sie suchen Streit« immer »Assis tun schrein« verstanden hat. »Es ist wieder mal soweit ... Assis tun schrei'n.« Singt es in seinem Kopf. Der Mann setzt sich schweigend neben ihn. Marcel rückt schweigend weg. Der Mann atmet schwer und stöhnt in kurzen Intervallen.

»Trinkst du das noch?« fragt er nach einer endlosen Weile. Marcel reicht ihm unwirtlich das halbleere Bier und sieht ihn dabei nicht an. Der Mann nimmt einen zittrigen Schluck.

»Das tut gut«, sagt er. Beide schweigen, und die Kälte macht in einem Bushäuschen in dem größten Stadtteil der kleinen Stadt zwei sachte, gleichmäßige Atemwölkchen sichtbar.

»Hast was aufs Maul gekriegt?« fragt Marcel irgendwann.

»Ich fahr zu mein Sohn«, antwortet der Alte.

»Besser ins Krankenhaus.«

»Ich fahr zu mein Sohn. Wenn der mich reinläßt.«

»Warum nicht. Ist dein Sohn.«

Der Mann trinkt einen Schluck, starrt in das Dunkle und beginnt zu weinen.

Marcel ist das unangenehm. Er verschränkt die Arme und lehnt seinen Rücken an das Bushäuschen.

»Was'n passiert?« fragt er nach einer Weile.

»Ach«, stößt der Mann hervor, so daß man das A gar nicht hören kann. »Ch« zischt er und verbirgt das Gesicht in seinen blutigen, schmutzigen Händen. Er zittert vor Kälte und Erschöpfung.

»Wer war'n das?« fragt Marcel nun doch behutsamer und beugt sich zu ihm hinunter. Der Mann weint. Glasige Rotze sickert in die Ärmel seiner dreckigen, alten Jeansjacke.

»Du kannst mir das doch erzählen, Alter. Da ist nichts dabei. Hab auch schon was aufs Maul gekriegt.« Der Mann zieht sich die Ärmel der Jeansjacke über die Hände und wischt sich damit durch das Gesicht. Er versucht mit Fassung zu atmen.

»Zigarette?« fragt Marcel freundschaftlich, zündet ihm die Kippe an und reicht sie ihm rüber. Der Alte nimmt ihm zitternd die Zigarette aus der Hand. Die Glut berührt kurz Marcells Handinnenfläche.

»Ich fahr zu mein Sohn. Der is alles, was ich noch hab. Ich hab nüscht mehr. Nüscht mehr.« Der Mann weint wieder.

Verlorene Eier oder **pochierte Eier** sind Eier, die ohne Schale in knapp siedendem Wasser sanft gegart (pochiert) werden. Zur Zubereitung werden möglichst frische Eier einzeln in eine Schöpfkelle oder eine Untertasse geschlagen, um sie vorsichtig in ungesalzenes, knapp siedendes und mit etwas Essig versehenes Wasser gleiten zu lassen. Der Essig bewirkt

»Nu beruhige dich und erzähl, was passiert ist.« Marcel legt ihm die Hand auf den Rücken. Der Mann nimmt einen Schluck aus der Flasche.

»Kann ich dir nicht erzählen, Mensch.«

»Klar kannst. Ich erzähl dir auch was, okay? 'n Witz? Okay, paß auf. Frauenfußball is wie Pferderennen mit Eseln.« Der Mann starrt bewegungslos in das Dunkel. Marcel versucht es erneut: »Was willst'n wissen? Das ich heut wieder keine abgekriegt hab? Ich hab seit nem halben Jahr nicht gefickt. Zumindest nicht kostenlos, wenn du verstehst.«

Der Mann starrt Löcher in den Beton und sagt:

»Das ist nie kostenlos.«

»Auch wieder wahr«, entgegnet Marcel.

»Also was ist?« Der Mann zieht lange an der Zigarette und fährt sich mit der anderen Hand ausführlich über den Kopf.

»Det is ... wegen meine Olle, Mensch.«

»Haste dich geprügelt wegen se?« klinkt sich Marcel ein.

Dem Mann bleiben die Worte im Halse stecken. Wieder weint er.

»Mensch, jetzt beruhige dich mal bitte, is doch gut«, beschwichtigt Marcel.

»Det is wegen meine Olle, deswegen muß ich zu mein Sohn. Wenn der mich reinläßt. Mensch, der is alles, was ich noch habe.«

»Hat se dich betrogen?«

»Det wär nich schlimm ... Die is so ... Naja, mal so und dann so ... Die is auch einiges mehr als ich.«

»Wie, mehr?«

»Na ja ..., die is dicker.«

»Na und wenn schon? Dick kann och schön sein.«

»Ich liebe die ja och. Aber manchmal, da ...« Der Mann weint und trinkt einen Schluck Bier. Er wischt sich mit dem Ärmel der Jeansjacke über Mund und Nase und stöhnt.

»Manchmal was?« insistiert Marcel.

»Manchmal ... rastet die einfach aus ... und ich kann nüscht machen ... Die haut ma'n paar inne Fresse ... Und ich kann nüscht machen ... Die legt sich mit ihr'n ganzen Gewicht auf mich ruff und haut zu ... Die weeß nich mehr, was die macht. Dit kannst och keen erzählen.

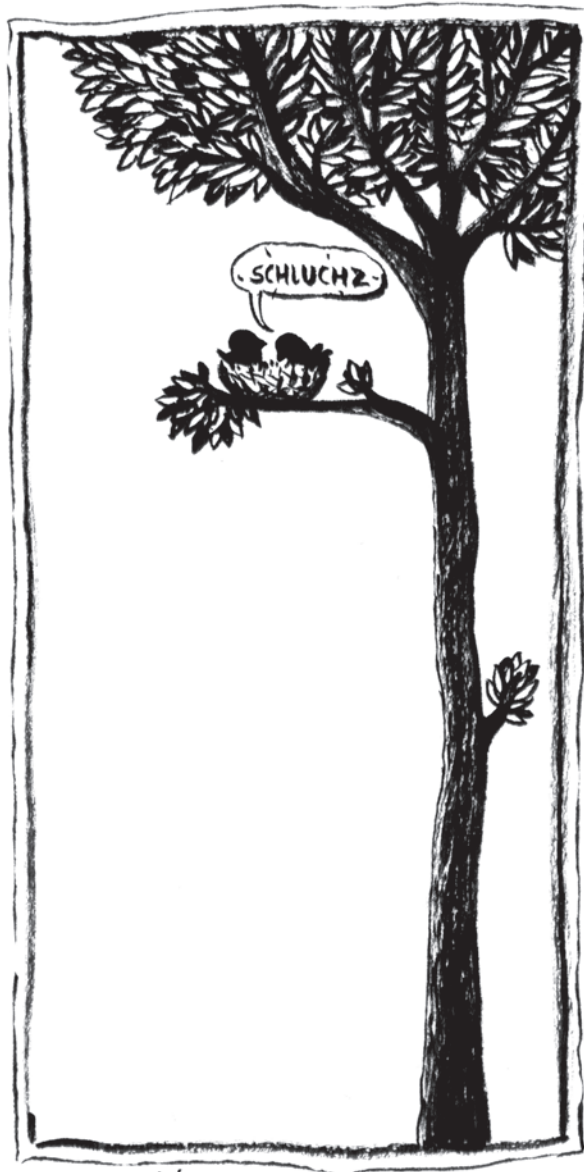
Ich bin doch der Mann. Dit kannst keen erzählen ... Ich liebe die doch, so wie'se is ... Ich fahr jetzt zu mein Sohn, wenn der mich reinläßt. Der is alles, was ich noch habe.« Der Mann weint.

Marcel kann jetzt nichts mehr sagen. Er schaut seine Hände an. Dann starren beide in das Dunkel und das Dunkel starrt zurück. Keiner kann etwas sagen und erst recht kann keiner sagen, wie lange sie so sitzen und starren. Dann steht der Mann auf.

»Ich geh jetzt zu mein Sohn, ja ... Danke noch mal ... Für die Kippe und alles ... Trinkst du das noch?« Marcel schweigt. Der Mann hebt die Bierflasche auf, taumelt ins Dunkel und das Dunkel läßt ihn ergrauen und schluckt ihn runter.

Schulkinder lachen, als sie Marcel auf der Bank sitzen sehen. Sie schleichen sich an ihn heran, posieren und machen Fotos mit dem Handy. Ein Junge wirft Marcel eine Pistazie an den Kopf. Marcel öffnet die Augen und sammelt sich. »Ich muß eingepennt sein«, denkt er. Sein Schritt ist klamm. Die Kinder ziehen sich zurück. Neben ihm steht die halbvolle Flasche Beck's. Marcel schaut die Flasche an. Lange. Marcel schaut sich um. Lange. Hat er das geträumt? Er kuschelt sich in seine Jeansjacke. »Jetzt das Bier in den Müll gießen, oder wie«, denkt er und muß lachen. Er hebt die Falsche auf und taumelt ins Helle. Er trinkt den Rest des schalen Bieres in einem Zug und steigt zusammen mit den Kindern in den Bus ein. Er lehnt den Kopf gegen die Scheibe, zieht sich die Ärmel der Jeansjacke über die Hände und der Bus fährt los. Die Helligkeit tut seinen Augen weh. Hufelandstraße setzt sich ein Mädchen neben ihn und lächelt ihn an. Marcel kann das kaum glauben und versucht zurückzulächeln, so gut es eben geht. Sie reicht ihm ein dickliches Händchen. »Ich bin Monika.«

eine schnellere Gerinnung des im Eiklar enthaltenen Eiweißes. Das Eiklar sollte den Dotter umhüllen, was etwas Übung verlangt. Nach drei bis vier Minuten werden die Eier herausgenommen, abgeschreckt, vorsichtig zum Abtropfen auf Küchenpapier gelegt und gegebenenfalls unregelmäßige Ränder abgeschnitten. Verlorene Eier werden häufig zu Spinat



Sandruschka

ordnung.

Von Lorenz Adlung

*Der Preis nicht nach Leistung sondern nach Frage
sich richtend im Trugbild vergangener Tage.
Bar aller Werte und wertlos zugleich;
Wer arm an Ideen, am Gelde doch reich.*

Die Arbeitsflächen sind blankgeputzt; freilich glänzen sie nicht, sind sie doch matt in den Farben von Novemberschnee und Basaltgestein. Die Kanten sind stumpf, als sollte die Werkbank wie aus einem Stück gefertigt erscheinen. Dieser Eindruck will nicht recht entstehen, weil Fugen mit grauem Silikon abgedichtet sind und sich wie vernarbte Schnittwunden zwischen den Einheiten entlangziehen. Armaturen sind erst bei genauerer Betrachtung als solche zu erkennen. Sie sind mit Plastik überschichtet, um das Metall nicht der offensichtlichen Korrosion freizugeben. Nirgends findet man verschönernde Verzierungen. Form fügt sich duldsam dem Diktat der Funktion. Aus den Hähnen kommt vollentsalztes Wasser. Die Utensilien auf Tischen und in Regalen sind sorgfältig positioniert. Die einzelnen Geräte sind in Reihe gebracht, alles entlang einer Geraden oder jeweils im rechten Winkel zueinander. Bei den Materialien dominiert Polypropylen und gebürsteter Edelstahl. Die Stellplätze für die kleinen Reaktionsgefäße sind alphanumerisch indiziert. Während die Spalten den Buchstaben A bis H zugeordnet sind, werden die Zeilen von eins bis zwölf durchnummeriert. 96 gleich große Flächenabschnitte subsumieren sich zu einer Einheit. An Schubladen kleben rechteckige Schildchen, auf denen in kläglichster Handschrift der Inhalt des jeweiligen Fachs vermerkt ist. Entnimmt man etwas, muß man den Nachschub sicherstellen. Alles wird protokolliert, gegebenenfalls werden die Verbrauchsgüter vorsorglich eingelagert. Das Ganze geschieht im täglichen Trott. Alle Prozeduren sind standardisiert und werden in immer gleicher Manier durchgeführt. Diese Gleichmut im Tun manifestiert sich schleichend auch in den Köpfen der hier Arbeitenden.

Ideen werden in der Denkfabrik normgerecht gefertigt. Wo früher angenehmes Chaos herrschen durfte, muß heute alles vorhersagbar bleiben. Die Gedanken stehen in langen Schlangen, oft tagelang wochenlang fern des geschäftigen Treibens, und warten auf Einlaß ins Bewußtsein. Zumeist ist die Tür verschlossen, Zutritt wird nur denjenigen gewährt, die sich zuvor richtiggehend angemeldet haben, die anderen werden abgewiesen und als ungebetene Gäste wieder weggeschickt. Und so werden die Arbeitenden an diesem Ort mit der Zeit in ihrem Verhalten und in ihren Gedanken grau und monoton wie die Werkbänke, an denen sie stehen.

Marco ist im Vergleich zu den anderen noch nicht so lange hier beschäftigt. Deshalb dringt die Botschaft, er solle doch bitte zu Angelos ins Büro kommen, relativ schnell zu ihm durch.

Angelos ist der Leiter der Abteilung, in der Marco beschäftigt ist. Schon vor Jahren, als er in diese leitende Position aufstieg, machte Angelos einen bemitleidenswerten Eindruck: Der trübe Blick durch das maronenfarbene Haar, das ihm in kleinen Spiralen vom Kopf hing, war voller Scham, zu feige für die Bilder dieser Welt. Der Anzug hing abgetragen und viel zu groß von den Schultern, wo sich dunkle Flecken wie Schweißpfützen bildeten. Und wenn Angelos dann auch noch zu sprechen begann, mit den vielen gehauchten Klagelauten, dann waren sich die Komiteemitglieder schon längst einig, daß es hier wohl nicht gerecht sei, alle Kandidaten für die ausgeschriebene Leitungsposition gleich zu behandeln. Dem hier vorstellig werden müsse ein kleiner Bonus zuerkannt werden, hatte er doch offenkundig mit schwierigen Voraussetzungen zu kämpfen. Anders war dieses Auftreten schlichtweg nicht zu erklären gewesen. Die Komiteemitglieder sprachen ihre Präferenz freilich nicht laut aus, ihr Votum war gleichwohl eindeutig und empathisch.

Mittlerweile standen Angelos' Landsleute übrigens nicht mehr allzu hoch im Kurs. Sie hatten irgendwie ihre Kredite verspielt, und damit nicht genug. Ein ganzer

serviert und sind Bestandteil verschiedener Gerichte (Quelle: Wikipedia). // **Verlorene Eier in Senfsoße (schlesisch).**
Zutaten für 4 Personen: 50 Gramm Speck, 3 Eßlöffel Mehl, 1 Liter Milch, 4 Eßlöffel Senf, 8 Eier, Salz und Pfeffer, 1 Eßlöffel Essig. Zubereitung: Den Speck würfeln und in einem großen Topf auslassen. Das Mehl dazu geben und braun anrösten.

Kontinent legte zusammen, um die, zunächst haltbar geglaubte, dann verloren gegangene, dabei so dringend benötigte, *Sicherheit* wiederherzustellen: eine Billion Eier. In Zahlen 1.000.000.000.000,00 (siehe Abbildung 1) oder 10^{12} oder $1e12$ oder mit der Vorsilbe tera-. Diese im mathematischen Sinne rationale Zahl war irgendwie irrational, denn von heute auf morgen konnte sie gleich Null werden und sich damit jeglichem Kausalitätsprinzip widersetzen. Für diese immensen Auswirkungen konnte man nämlich keine Ursache ausfindig machen. Wo fing das eigentlich alles an?

Auf dem Weg zu Angelos erinnert sich Marco daran, wie er das erste Mal diesen Flur passiert hatte. Das mußte etwa vor zwei Jahren gewesen sein. Er fühlte sich gut vorbereitet damals, doch als er die Türklinke niederdrückte und erstmals einen Blick auf dieses armselige, in seinem Stuhl kauernde Würstchen warf, das sein Chef werden sollte, entglitt ihm die Routine, die er sonst in solchen Situationen zu besitzen schien. Plötzlich verlor er das Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten. Ihm kamen tausend Worte auf einmal in den Sinn, aber kein Satzanfang.

Es war nicht das erste Auswahlgespräch, das Angelos veranstaltete. Er kannte diverse Stereotypen von Prüflingen: den lächerlichen Hochstapler, das schüchterne Genie, das phlegmatische Nervenbündel, den souveränen Nihilisten, aber bisher kannte er keinen Marco. Der begann zu stammeln, sein Vokabular ein Potpourri zerschrammter Wortfragmente:

»Sechziger, siebziger Jahre ... zwei Wissenschaftler, 3250 Liter Urin ... sammeln, Anämie-Patienten, isoliert die ersten 10 Milligramm reinen Epos ... Dopingmittel aus Eileitern chinesischer Hamster!«

Davon ließ sich Angelos beeindrucken. Er wirkte durchaus amüsiert über die dadaistisch anmutende Abwechslung, ohne zu wissen, daß dieser artikulierte Flickenteppich auf sicheren Boden faktischer Wahrheiten gelegt worden war. Fortan sprachen der Abteilungsleiter und sein Mitarbeiter noch oft über die Besonderheiten dieses Einstellungsgesprächs, das immerhin ein irgendwie erfolgreiches Ende gefunden hatte.

Nun betritt Marco das Büro, in dem ihn sein Chef bereits zu erwarten scheint. Schatten zittern an der

Wand, ohne daß ein Hindernis den Mut aufbringt, sich dem schwingenden Licht des Moments in den Weg zu stellen. Grußlos beginnt Angelos am Schreibtisch stehend seinen Monolog:

»Marco, du erinnerst dich sicher: Wir hatten letztes über die neue Förderperiode der Ausschreibung des Ministeriums gesprochen. Nun, das Bewerberfeld war renommiert, ich hatte Kontakte zur Auswahlkommission. Die Bandbreite der Anträge war groß. Die Debatten zogen sich langwierig dahin ...«

Marco muß die Suada seines Chefs nicht weiterverfolgen, um zu wissen, was an deren Ende unumgänglich verkündet werden würde: Er ist entlassen. Klar. Er besaß einen Zweijahresvertrag und der würde nicht verlängert werden. Kein Geld für die Weiterförderung des Projekts, keine finanzierten Personalstellen ... Er hatte einfach zu wenig *delivered*. So ist das Gesetz der Branche. Menschengemachtes, ihm entwachsen.

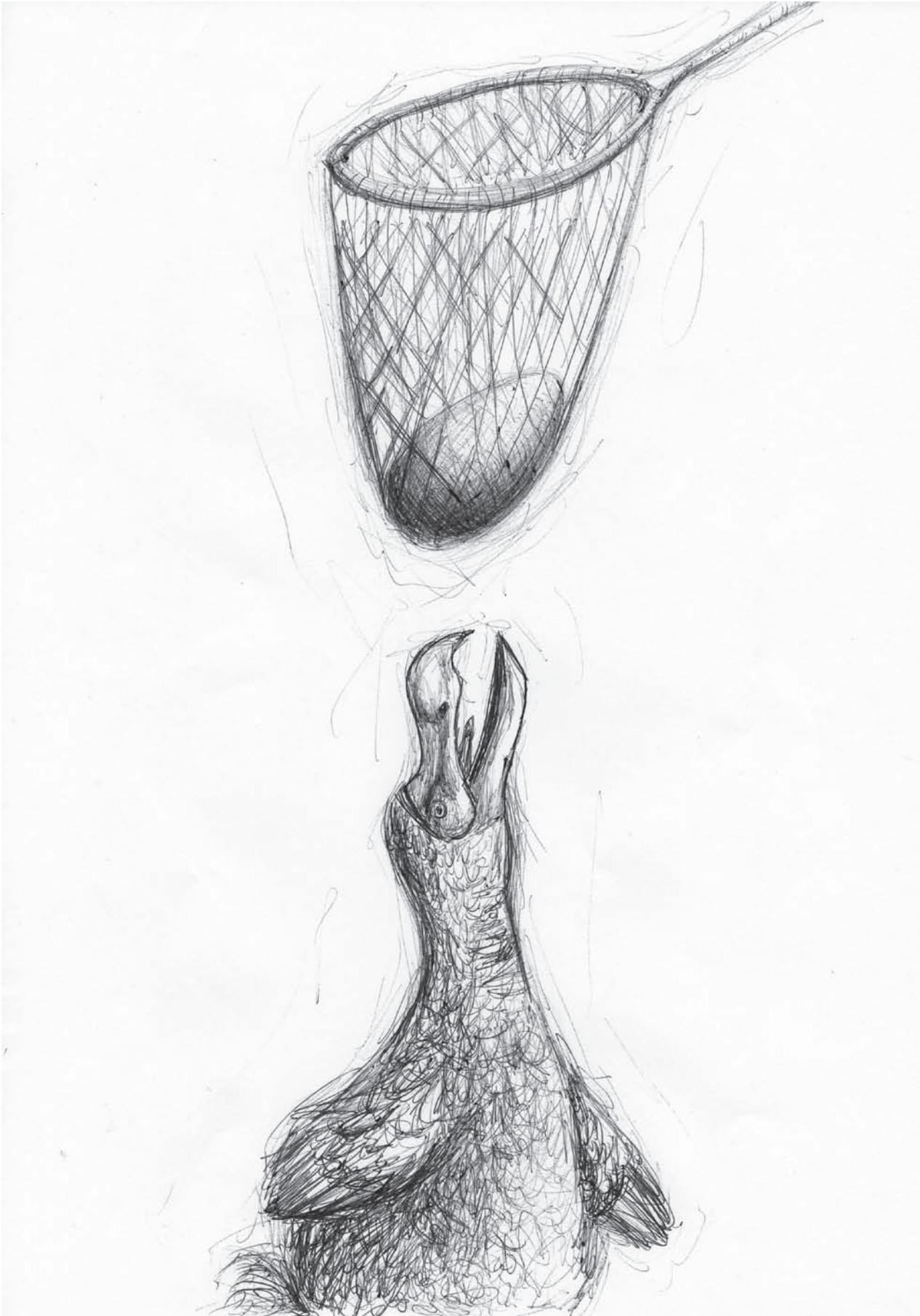
Marco läßt Angelos verdutzt in seinem Büro zurück, ohne daß dieser seine Ausführungen beendet hat. Auf der Suche nach dem Sinn in den Irrwelten des Seins taumelt Marco wabernden Schrittes zurück. Er fegt mit seinen Unterarmen die Regale leer. Klimpernd, klappernd, ein Stakkato hüpfender Reaktionsgefäße auf Linoleum. Die Systematik ist dahin. Das Hintergrundrauschen in Marcos Kopf, vormals angenehmes Summen, schwillt ab und wird somit zum Menetekel ewiger Stille. Die Arbeitsflächen waren blankgeputzt; freilich glänzten sie nicht, sind sie doch matt in den Farben von liniertem Müßiggang.

Angelos tritt hinzu, schaut auf Marco herab: »Jedenfalls haben wir aus den anderen Töpfen noch ausreichend Geld, um dein Projekt zu einem würdigen Ende zu führen. Marco? Hörst du mir überhaupt zu? Marco? Alles in Ordnung?!«



Abbildung 1: Verlorene Eier

Mit der Milch ablöschen und unter ständigem Rühren zum Kochen bringen. Den Senf dazugeben und gut verrühren. Mit Pfeffer und Salz abschmecken. Die Eier nacheinander in eine Kelle schlagen und vorsichtig und langsam in die Soße geben, sie sollen nicht auseinander laufen. 5–10 Minuten bei kleiner Hitze stocken lassen, je nachdem, wie weich oder fest



Alles war nichts.

Das erste Aufglimmen von Bewußtsein verwandelte alles Nichts in Dunkelheit. Dann in Dunkelheit und Kälte. Dann in Dunkelheit und Frieren und Schmerzen.

Der Dackel hatte die Leine bis zum Anschlag ausgezogen. Jetzt, bei Niedrigwasser, reichte sie fast die ganze Uferböschung hinunter. Auf und ab schnoperte der Hund seinen Weg zwischen dem Wasser und dem struppigen Band toter Reethalme, immer dem nächsten Duft hinterher. Nichts davon war vom oberen Ende der Leine aus zu sehen, um halb fünf Uhr morgens, Anfang November, bei dem Nebel.

Neunmal meldete er laut seine Entdeckung, bevor er einen sehr ungehaltenen Ruck an seinem Halsband spürte. Folgsam kam er dem anschließenden Zug nach, und kurz darauf setzte er auf den Betonplatten des Uferwegs seinen Weg streng bei Fuß fort. Falls ihn der reglose Menschenkörper zwischen den Steinen, dessen Fersen vom Wasser umspielt wurden, noch weiter beschäftigte, ließ er sich nichts davon anmerken.

In der Ferne legte die Fähre zu ihrer ersten Flußüberquerung an diesem Morgen ab. Das metallische Knirschen der Fahrzeugrampe klang bis hier herüber.

Langsam und widerwillig kam Finn zu sich. Der Teil von ihm, der eigentlich verlässlich sagen sollte »ich bin Finn, von hier bis hier, von da bis da«, schien unentschlossen um ihn herum zu flackern. Mühsam wälzte er sich auf den Bauch, stöhnte laut, als sich die harten Kanten der Steine ihm ins Fleisch drückten, wuchtete sich auf Fäuste und Knie und riskierte den Versuch, sich auf seine beiden Füße zu stellen. Schwankend stand er da, schaute benommen aufs Wasser und fand es absolut nicht richtig, daß er vollkommen nackt war. Runtergerollt – oder angespült? Finn schüttelte den Kopf. Beides schlecht. Er stakste die Böschung hoch. Beinahe überrascht stellte er fest, daß er die Gegend kannte. Die Wohnung seiner Freundin war ganz in der Nähe. Das war irgendwie eine beruhigende Tatsache; ein beruhigender Zusammenhang ergab sich daraus

nicht. Er wußte einigermaßen, wer er war, er wußte, wo er war. Er wußte nicht, wann er war. Oder seit wann und warum ... »so«. Aber er wußte, daß er dringend etwas zum Anziehen brauchte. Einen halben Kilometer den Fluß hinauf gab ein Einkaufszentrum. Mit etwas Glück würde er dort etwas finden.

Sein ganzer Körper war ein einziger kalter Krampf, daher bemerkte er erst nach ein paar Schritten, daß seine linke Faust etwas fest umklammert hielt. Mit Hilfe der rechten Hand öffnete er die halb tauben Finger seiner linken und fand darin – ein Ei. Ein Ei aus Glas, etwas kleiner als ein Hühnerei. Finn hatte so etwas noch nie gesehen und nicht die geringste Ahnung, wie er dazu gekommen war.

Keine fünf Minuten später hatte er das Gebüsch erreicht, hinter dem der Parkplatz des Einkaufszentrums lag. Mit einigen zusätzlichen Kratzern am Leib erreichte er seinen jenseitigen Rand und entdeckte, worauf er gehofft hatte. Kein Mensch war zu sehen. Finn lief, ohne sich um Deckung zu bemühen, quer über den Parkplatz zu dem Altkleider-Container. Der Kasten war so konstruiert, daß man zwar etwas hineingeben, aber nichts herausnehmen konnte. Allerdings war er voll, und so hatte jemand einen dicken Plastiksack daneben gelegt. Finn riß ihn auf und fand neben allerhand Unbrauchbarem ein lila Sweatshirt darin, einen Nadelstreifenanzug, ein Paar Badelatschen und eine himmelblaue Damenstrickjacke. Er zog die Sachen an, befand sie für unter den gegebenen Umständen ausgezeichnet passend, steckte das mysteriöse Ei in die Handtasche des Sakkos und machte sich auf zu seiner Freundin, dankbar für den geglückten Schritt vom öffentlichen Ärgernis zum Exzentriker.

Desch hatte einen sehr leichten Schlaf und ging selten ohne Schlafbrille und Ohrenstöpsel zu Bett. Finn hielt sich nicht mit aussichtslosen Klingelversuchen auf und nahm den direkten Umweg über den Hinterhof, wo sie in einer Fuge zwischen zwei Backsteinen einen Reserveschlüssel zur Hof- und ihrer Wohnungstür versteckt hatte.

man die Eier mag. Die Soße zum Schluß noch mit Essig abschmecken. // **Verlorene Eier in Rotweinsauce.** Zutaten für 4 Personen: 1 Stange Lauch, 1 mittelgroße Zwiebel, 1 Karotte, 2 Knoblauchzehen, 50 Gramm kalte Butter zum montieren, 4 Eier (Zimmertemperatur), ½ Liter Rotwein (Beaujolais, Burgunder, Côtes-du-Rhone), 100 Gramm geräucherten Speck,

In der Wohnung stellten sich seine Bemühungen, Desch nicht zu wecken oder zu erschrecken, bald als überflüssig heraus: Es war niemand zu Hause. Und ihre Handtasche war nirgendwo zu finden. Auf dem Schreibtisch lag ein großer Notizblock. Das oberste Blatt war von ihrer Handschrift bedeckt:

»Lieber Finn, zwei Dinge kannst du auf den Tod nicht leiden – Unsachlichkeit und Phrasen. Paß auf, hier kommt eins für dich: WIE KONNTEST DU MIR DAS AN-TUN!?!

Das ist nicht fair. Das ist nicht fair. Das ist nicht fair ...

»Das ist nicht fair« stand da zweiundzwanzigmal. Dann war das Blatt voll. Die ganze Seite war mit einer wilden Schlangenlinie so heftig durchgestrichen worden, daß der Bleistift unterwegs abgebrochen war. Als Finn langsam den Blick vom Papier hob, sah er einen Bleistift an der gegenüberliegenden Wand auf dem Fußboden liegen. Als hätte ihn jemand dorthin geschleudert, dachte er.

Er ging zum Telefon und wählte Deschs Handynummer. »Der Teilnehmer ist vorübergehend nicht erreichbar«. Finn stellte das Gerät zurück in die Station. Er fing wieder an, fürchterlich zu frieren.

Er ließ sich eine heiße Wanne einlaufen und legt sich sofort hinein. Während Finn das Wasser bis zu seiner Oberlippe steigen ließ, wich die Kälte aus seinen Knochen. Durch das Dröhnen des zulaufenden Wassers hörte er das Telefon erst, als der Anrufbeantworter schon angesprochen war, und als er es erreicht hatte, hatte der andere schon wieder aufgelegt. Finn hörte den Anruf ab: »Ja hi, also, du bist anscheinend schon unterwegs ... ich wollte nur sagen, ich hab die Tickets schon ausgedruckt: Gleis 11, sieben Uhr neun. Neun Minuten nach sieben, von Gleis 11. Ich versuch noch mal auf Handy. Alles klar, bis gleich, tschüß.« Keine Nummer in der Anrufliste. Die Männerstimme kannte er auch nicht. Aber bis sieben Uhr zum Hauptbahnhof zu kommen, war absolut zu schaffen – der einzige Ort weit und breit, wo es elf Gleise gab.

Er hatte keine eigenen Klamotten bei Desch, aber mit dem Anzug, dicken Socken, einem Karohemd und einem ausrangierten Wintermantel seiner Freundin – wenn sie das denn noch war – hatte er seinen Aufzug

etwas verbessert. Leider war mit ihren Schuhen absolut nichts anzufangen. Auf einem Regal in der Küche gab es zwischen einigen echten Konservendosen ein als Konserve getarntes Geldversteck. Finn fand darin knapp fünfhundert Euro. Dreihundert steckte er in die Tasche, den Rest legte er zurück. Die geöffnete Dose stellte er mitten auf den Küchentisch, legte einen Zettel dazu: »Hab mir dreihundert geliehen: NOTFALL! Erklärung später. Suche dich. Was um Himmels Willen ist »nicht fair«?«, und rannte die Treppe hinunter.

Zur Straßenbahnhaltestelle waren es keine hundert Meter. Während er dort auf die Bahn wartete, untersuchte Finn im Schein einer beleuchteten Plakatwerbung das Ei. Für ein Glasobjekt dieser Größe schien es ihm eigentlich ein bißchen zu schwer zu sein. Seine Oberfläche war vollkommen glatt. Es hatte keine Facetten, und er konnte nicht die geringsten Unregelmäßigkeiten darin entdecken, Einschlüsse oder Luftbläschen oder dergleichen. Aber irgendetwas mußte hineingearbeitet worden sein, denn wie er es auch vor seine Augen hielt – es war in keiner Richtung möglich, hindurchzuschauen. Wie konnte das sein? War das eine Art Spiegeleffekt? Aber dann mußte sich doch in irgendeinem Winkel irgendetwas darin spiegeln – was es nicht tat.

Die Bahn kam. Finn stieg ein. Im Anfahren beobachtete er durchs Fenster, wie fünf Einsatzwagen der Polizei vor Deschs Wohnblock hielten. Mitten auf der Straße. Polizisten sprangen heraus. Einige rannten zur Haustür, andere durch die Hofeinfahrt. Dann bog die Bahn ab.

Auf dem Bahnhof hätte Finn genügend Zeit gehabt, verschiedene Leute anzurufen, um etwas von sich hören zu lassen und – viel dringender – möglicherweise ein paar Dinge zu erfahren, aber etwas, das vielleicht eine innere Stimme, vielleicht Wirrnis durch aufsteigende Panik war, ließ es ihm klüger erscheinen, bis auf weiteres zu niemandem Kontakt aufzunehmen. Außer zu Desch.

Auf Bahnsteig 11 war es kalt und zugig genug, daß niemand verdächtig aussah, der sich eine Kapuze tief ins Gesicht gezogen hatte. Die Badelatschen mochten als Spleen durchgehen. Es herrschte arges Gedränge. Finn ging so unauffällig wie möglich auf und ab, konnte aber weder Desch noch irgendeinen Mann entdecken,

2 Nelken, 1 Tasse Kalbsfond, 1 Lorbeerblatt, 4 Scheiben Weißbrot, etwas Mehl, etwas Butter, Thymian, Zucker, glatte Petersilie. Zubereitung: Den weißen Teil des Lauchs, die Zwiebel, die Möhre und eine Knoblauchzehe in dünne Scheiben, beziehungsweise Ringe schneiden und in etwas Butter sanft andünsten. Den Rotwein und den Kalbsfond aufgießen. Mit

der Ausschau nach jemandem hielt. Immer mehr Reisende kamen dazu, und viele wanderten umher. Sieben Uhr sieben. Noch kein Zug da. Finn schwitzte. Ein Gong und eine Tonaufzeichnung baten um Verständnis für eine ca. zehnminütige Verspätung des Intercity-Express. Genug Zeit, sich in der Halle eine Fahrkarte zu ziehen. Eine gute Idee? Was soll's, richtig gute Ideen hatte er im Augenblick sowieso keine. Sechs Minuten später war er zurück auf dem Bahnsteig.

Er stieg als letzter zu, ganz hinten in den letzten Wagen. Wenn Desch und wer auch immer diesen Zug hatten nehmen wollen – und Finn merkte, wie er alle in ihm aufdämmernden Zweifel an dieser Interpretation der Nachricht auf dem Anrufbeantworter wütend niederkämpfte –, dann würde er sie hier finden. Daß sie vorher aussteigen könnte, war kaum zu befürchten, denn man nutzte in der Regel keinen ICE, um zwanzig Minuten später wieder auszusteigen. Finn setzte seine Suche fort.

Das Gedränge war hier noch schlimmer als auf dem Bahnsteig. Zahlreiche Passagiere hatten keinen Sitzplatz und bildeten nur schwer zu durchdringende menschliche Barrieren in den Gängen. Und der Zug war elend lang.

Eine Stunde und zwei Bahnhöfe später hatte Finn den Triebwagen erreicht. Keine Desch. Keine Antworten. Niedergeschlagen wühlte er sich zurück in einen Bereich des Zuges, wo etwas mehr Platz war. Schließlich setzte er sich zwischen zwei Abteilen direkt vor einer Tür erschöpft auf den Boden. Er nahm das Ei aus der Tasche und ließ es von einer Hand in die andere rollen. Er kam sich ziemlich dämlich vor. Auf dem nächsten Bahnhof würde er aussteigen, ein paar Freunde und Verwandte anrufen, und dann würde sich schon alles Weitere ergeben – er war nicht der erste, der mal einen rabiaten Filmriß hatte. Vielleicht war sogar Desch inzwischen wieder zu Hause und sauer, weil er einfach an ihren Dosentresor gegangen war – »Notfall« hin oder her.

Plötzlich merkte er, daß der Zug immer langsamer wurde. Es fühlte sich nicht wie ein Bremsen an, eher wie ein Ausrollen. Kurz darauf standen sie still, mitten im Wald. »Verehrte Fahrgäste, dies ist ein außerplanmäßiger Halt, wir setzen die Fahrt gleich fort, wir bitten um Ihr Verständnis«.

Die Leute um ihn her seufzten, machten die üblichen geistreichen Bemerkungen und erschrakten mächtig, als sich unvermittelt die Zugtür öffnete. Jemand stolperte im Zurückweichen und rempelte Finn an. Der mußte sich schnell abstützen, um nicht aus dem Zug gestoßen zu werden, und dabei fiel statt seiner das Ei aus dem Zug. Daß Finn ihm hinterhersprang, als es den Bahndamm hinabrollte, war weniger das Ergebnis einer willentlichen Entscheidung als vielmehr die Verlängerung des Reflexes, es noch im Flug zu greifen. Als er es glücklich wiederhatte, war aus dem unvermittelten Aufgehen der Tür ein Auf- und Zugehen geworden, der Zug setzte seine Fahrt fort, und Finn schaute mitleidvollen und bestürzten Gesichtern nach.

»Ja nun«, sagte Finn, »ist jetzt auch egal«, und ging in den Wald. Es gefiel ihm ganz gut unter den Kiefern, im Schatten, im grünen Licht. Nach einer Weile stieß er auf eine Lichtung, an deren Rand ein alter, ziemlich großer Wohnwagen stand. Vielleicht läßt mich hier jemand telefonieren, dachte Finn. Er schritt darauf zu. Im Näherkommen hörte er leise Country-Musik aus dem Wagen, die nach völlig unzureichendem Radio klang. Finn klopfte an die Tür.

»Herein«, rief eine kräftige Frauenstimme, die ihn an eine rostige Drahtbürste denken ließ. Finn öffnete und trat ein. Hinter einer kunstledernen Falttür wurde lautstark mit Kochgeschirr hantiert.

»Setz dich«, kam von jenseits der Tür. »Kaffee?«

»Äh, danke, nein, ich wollte nur fragen, ob ich ...«

»Was?«

»Entschuldigen Sie, ich sagte, ich bin ...«

»Moment, bin gleich da.«

Finn setzte sich.

Seine Augen hatten es schon einige Lidschläge lang angeschaut, bis sein Gehirn es auch sah: das gläserne Ei, das in einem geschnitzten Holzschälchen auf dem Tisch vor ihm lag, zwischen einem Korb voller Strickzeug und einem spakigen Deck Spielkarten. Es war etwas kleiner als ein Hühnerei.

Hinter ihm wurde die Falttür aufgeschoben.

»Milch? Zucker?«

den Gewürzen und etwas Zucker 40 Minuten im offenen Topf leise köcheln lassen. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. Während die Sauce köchelt, den Speck in dünne, lange Streifen schneiden und in der Pfanne in etwas Butter knusprig braten. Anschließend zum Entfetten auf Küchenpapier legen. Die entrindeten Weißbrotscheiben in der Pfanne rösten und



gedankenverloren.

Von Christine Albach

Sarah

Die Beine ausstrecken und wieder einziehen. Schwung holen. Die Eisenketten seufzen unter meinem Gewicht. Ich hole immer mehr Schwung und lehne mich zurück. Schaue in den Nachthimmel, der auch zu schwingen scheint. Der lange Rock meines Kleides weht mit jedem Schwung immer wilder um meine Beine. Noch mehr Schwung holen. Sonst nichts.

Anna erzählte immer, dieser Spielplatz sei auf einem alten Kinderfriedhof erbaut worden und nachts stiegen die Kindergeister aus der Schaukel, der Rutsche, dem Sandkasten.

Die Beine ausstrecken und wieder einziehen. Immer mehr Schwung holen. Und noch mehr Schwung. Immer mehr. Und mehr. Absprung. Landung.

Die Bäume rauschen im Wind, und ich kann in der Dunkelheit kaum etwas erkennen. Aber ich kann deutlich spüren, daß ich auf meinen Brautstrauß getreten bin. Daß der Absatz meines rechten Schuhs zwischen den roten und weißen Rosen steckt. Ich ziehe den Strauß von meinem Schuh und werfe ihn in den Sandkasten. Für die kleinen Kindergeister, die um Mitternacht aus dem Sandkasten, der Rutsche, der Schaukel steigen.

Max

Wenn ich es schaffe, auf keine Fuge zu treten, bis ich zuhause bin, wird Papa nicht da sein. Ich muß es nur schaffen. So weit ist unser Haus gar nicht von der Schule weg. Ich schaff das sicher. Ich muß nur aufpassen. Aufpassen. Aufpassen. Aufpassen. Mist! Was jetzt? Genau, wenn ich es schaffe, zwischen den Straßenlaterne die Luft anzuhalten, bis ich zuhause bin, wird Papa nicht da sein. Straßenlaterne. Luft anhalten und los! Es geht! Es geht! Ich schaff das! Straßenlaterne! Und nochmal. Luft anhalten! Los! Schneller! Schneller! Oh nein, wieso ist diese Laterne so weit weg? Was soll das? Ich schaff das. Bloß nicht aufgeben! Ich schaff das! Los! Los! Mist! Oh nein! Nein! Nein! Was jetzt? Ich weiß! Wenn ich

es schaffe, nur noch an Zitronen zu denken, bis ich zu Hause bin, wird Papa nicht da sein. Zitronen. Zitronen. Zitronen. Zitronen. Zitronen. Zitronen. Zitronen. Zitronen. Zitronen.

»Hallo, Max. Hast du dich auch von deinen Schulfreunden verabschiedet?«

Mist. Papas Stimme. Ich will doch gar nicht mit.

Laura

Es ist kalt und er kommt zu spät. Weder die dicken Wollhandschuhe, noch mein ständiges Reiben helfen. Meine Hände sind schon eiskalt. Zu niedriger Blutdruck und eine zu kalte Dezembarnacht. Warum kommt er auch zu spät? Mein Atem bildet schon kleine weiße Wölkchen. Und ich steh da, wie bestellt und nicht abgeholt. Er hat doch gesagt, daß wir uns heute hier treffen. Wie immer. Meine Hände werden doch nur warm, wenn er mir etwas von seiner Körperwärme abgibt. Nichts hilft, außer ihm. Und er kommt zu spät. Schon zwanzig Minuten. Meine Finger sind schon ganz steif. Es ist kalt, und er kommt einfach nicht.

Paul

Einfach nur dasitzen und dabei zusehen, wie die Welt an mir vorbeifährt. Bei jedem Schlagloch, jeder kleinen Unebenheit prallt mein Schädel unangenehm gegen die Scheibe, aber das ist egal. Ich will einfach nur dasitzen. Und zusehen. Die Klimaanlage des Busses ist so laut, daß ihr Lärm die Stimmen der anderen übertönt. Ich höre nur ein lautes Rauschen und immer wieder die Haltestellenansagen. Gustav-Fischer-Straße. Hier wohnt Marie. Hier sollte ich aussteigen.

Als Kind habe ich einmal eine Geschichte über eine Frau gelesen, die nicht mit dem Mann zusammen sein konnte, den sie wirklich liebte. Vor ihrer Hochzeit mit einem anderen Mann hackte sie sich ihren kleinen

mit Knoblauch einreiben. Die Sauce durch ein Sieb gießen und mit Mehlbutter etwas binden. Je ein Ei über einer Tasse aufschlagen und in die leicht köchelnde Sauce hineingleiten lassen, circa vier Minuten pochieren. Das Eigelb sollte wachsweich sein. Je eine Brotscheibe in einen tiefen Teller legen, ein Ei darauf platzieren und mit Speckstreifen dekorieren.

Finger ab und schickte diesen ihrem Geliebten. Es sollte ein Zeichen ihrer Liebe sein.

Die Bustüren schließen. Ich sollte aufstehen und aus dem Bus aussteigen. Zu Marie gehen, wie ich es ihr versprochen habe. Ich bleibe sitzen. Der Bus fährt weiter. Der kleine Finger meiner rechten Hand kitzelt.

Rebecca

Ich wollte dieses Kleid nicht anziehen. Es sieht schrecklich aus. So schrecklich schwarz. Mama haut mir mit ihrem Ellbogen in meine Rippen. Ich soll bei den letzten Worten des Pfarrers wohl endlich mal traurig schauen. Weinen, so wie alle anderen auch. Aber ich sehe es nicht ein. Wieso soll ich traurig sein? Warum weinen, wenn ich doch genau weiß, daß Robin jetzt endlich glücklich ist? Wir sollten uns alle für ihn freuen. Bunte Kleider tragen. Lachen und tanzen. Und nicht hier im Regen stehen, traurig schauen, weinen und weiße Rosen auf seinen Sarg werfen. Robin wollte sterben. Und Mama weiß das auch. Und trotzdem zwingt sie mich dazu, dieses Kleid zu tragen und traurig zu schauen. Sie würde mich auch zum Weinen zwingen, wenn sie könnte.

Hannah

Ein Schritt nach dem anderen. Es ist gar nicht so schwer, wenn ich mich einfach nur aufs Laufen konzentriere. Es schneit noch immer und ich friere. Ob dir auch kalt ist? Ich weiß, ich bin ein schrecklicher Mensch. Und ich weiß auch, daß du mich haßt! Ob du schon hassen kannst? Es ist nicht fair. Du kannst nichts dafür. Aber du bezahlst jetzt mit deinem kleinen, noch gar nicht fertigen Leben. Ein Schritt nach dem anderen. Es ist nicht mehr weit. Meine Finger fühlen sich so taub an. Ob du schon Finger hast?

.....

50 Gramm sehr kalte Butter in die Sauce montieren und über die Eier gießen. Mit glatter Petersilie dekorieren. Dazu gibt es den Wein, der auch für die Sauce verwendet wurde.

stop, milano.

Jury-Hauptpreis

Von Laura Zimmermann

Als sie an meiner Tür klingelte, war ich gerade aufgestanden, hatte die Kaffeemaschine eingeschaltet und Musik. Jazz, weil heute Sonntag war, und ich glaube, sie fand mich seltsam, weil Jazz lief, als ich die Tür öffnete. Aber das war einmal mich seltsam finden gegenüber hundert Situationen, in denen ich sie seltsam gefunden hatte in meinem Leben, und hoffentlich noch weiteren hundert, in denen ich sie seltsam finden würde.

Ich nahm an, meine Zeitung würde kommen oder daß jemand falsch geklingelt hatte, aber es war Katharina, und es gab niemanden, mit dem ich weniger gerechnet hätte als mit ihr. Ihre Haare waren viel kürzer als letztes Mal, als wir uns gesehen hatten. Sie stand in meiner Wohnungstür und lächelte einfach, hatte ein dunkelblaues Kleid an, das fast schwarz war, eine Stofftasche um die Schulter und eine Bäckertüte in der rechten Hand.

»Kann ich reinkommen?« fragte sie. Ich ging einen Schritt zurück und nickte ihr zu, sagte: »Du weißt ja, wo die Küche ist, nimm dir gerne Kaffee, ich bin duschen.« Ich ging ins Badezimmer und schaute minutenlang in den Spiegel, rieb mir die Augen und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, mußte begreifen.

Als ich zurück in die Küche kam, stand sie in der offenen Tür und die Sonne, die zum Fenster herein schien, machte ihre Haare heller und ihr Lachen strahlender. Plötzlich war Frühling. Zwei Eierbecher standen auf dem Tisch und Frühstücksteller. Ich hatte das älteste T-Shirt angezogen, das ich finden konnte, in der Hoffnung, sie würde es vielleicht wiedererkennen, weil ich wußte, daß es manchmal kein schlimmeres Gefühl gibt, als daß sich alles verändert hat.

Katharina saß auf dem Stuhl und schaute mich mit großen, gespannten Augen an. Ich setzte mich, nahm einen Schluck Kaffee aus meiner Tasse und sagte: »So?« Sie überlegte nicht lang und zuckte sofort mit den Schultern, lächelte verlegen und sagte dann: »Was hast du vor heute?« Sie wartete nicht auf meine Antwort, sprach weiter: »Ich habe Geburtstag und dachte, wir können vielleicht was erleben. Ich dachte, wir frühstücken und sprechen über alte, schöne Dinge und dann gehen wir raus. Wir könnten den Turmberg nach oben laufen, eine Runde durch den Wald drehen, dann kommen wir wieder her und du kochst für mich. Und dann können wir in die Oper gehen. Ich meine, ich stell' es mir so vor, daß wir einfach den ganzen Tag schöne Dinge machen.«

Ich muß sie wohl ganz schön verwirrt angestarrt haben, sie grinste mir ins Gesicht und berührte meine Schulter, streckte ihren Arm über den Tisch und berührte meine rechte Schulter mit der Hand. Ich räusperte mich und konnte mich nicht zwischen Wut und Glück entscheiden, sagte mit fester Stimme: »Wie stellst du dir das vor? Du klingelst, nachdem wir uns über ein Jahr nicht gesehen haben, und sagst, wir könnten mal eben einen Tag glücklich sein?« Sie nickte einfach. »Ich bin sicher, daß es ein toller Tag wird. Hast du gesehen, daß draußen vor deinem Haus Tulpen blühen? Sag mal, willst du das Mohnbrötchen? Ich erinnere mich daran, daß du sie gerne magst.« Ich fand sie total irre und nickte. »Ich hab auch Erdbeermarmelade mitgebracht, die von meiner Oma. Erinnerst du dich? Du hast mal gesagt, daß du sie liebste. Ich glaube aber, daß du das nur gesagt hast, weil du gehofft hast, daß ich mich daran mal erinnern werde.« Ich schüttelte den Kopf und dachte, daß ich noch nie irgendetwas gesagt hatte, damit sich jemand anderes einmal daran erinnert, aber ich fand es irgendwie schön, daß sie mir das zutraute.

Katharina seufzte und wollte weiter sprechen, aber ich legte den rechten Zeigefinger auf meine Lippen und deutete ihr, still zu sein. Ich wollte nicht, daß sie weiter sprach, und sie schaute erst kurz etwas verstört drein und dann auf ihren Teller. Ihr Blick blieb lange so gesenkt, ich hätte sie gern gerüttelt und geschüttelt, dann entschied ich mich, mutig zu sein, nahm mir das Mohnbrötchen und öffnete das Marmeladenglas mit einem Knacken.

»Na, wenn du meinst«, sagte ich langsam. »Wie geht es dir?« Sie lächelte wieder, hatte das schönste Lächeln der Welt. Sie antwortete nicht und ich sagte: »Weißt du was? Wir werden nicht auf den Turmberg klettern. Ich weiß was Besseres, wir fahren jetzt mit dem Auto irgendwohin, hast du bis morgen Zeit?« Und sie nickte und stand auf, ging in mein Zimmer, kam Sekunden später mit einem großen Buch wieder herein. Als sie es auf den Tisch legte, erkannte ich meinen Atlas, sie schlug die Mittel- und Südeuropa-Karte auf und sagte: »Ich kreise mit dem Finger und dann sagst du irgendwann Stop.« Sie schaute mich erwartungsvoll an, schob ihren Teller beiseite und sagte »Auf die Plätze, fertig, los!« und begann mit dem ausgestreckten Zeigefinger zu kreisen, ich las die ganzen Namen der Städte, über die ihr Finger hinwegflog. »Du mußt die Augen

zumachen, los!«, sagte sie. Ich schloß die Augen, sagte »Stop« und sie sagte: »Milano!«

»Die restlichen Brötchen nehmen wir als Proviant mit«, sagte sie nach dem Essen. »Ich stell mir immer beim Butterstreichen vor, wo ich die Brötchen essen werde. Wie wird es dort aussehen? Schön? Was werde ich denken, was sagen? Werde ich glücklich sein oder unglücklich?«

Ich fand es anstrengend, ihr zuzuhören, ich dachte daran, wo ich schon überall mit ihr gewesen war. In Holland, Amsterdam, ein Wochenende Amsterdam. Mein Auto wurde uns aufgebrochen, nichts geklaut, weil es nichts zum Klauen darin gegeben hatte. Berlin, in Berlin waren wir Freunde besuchen. Jeder hat Freunde in Berlin, das ist das Gute an dieser Stadt.

Bei meinen Eltern waren wir auch einmal. Dorthin hätte ich sie niemals mitnehmen dürfen, weil meine Mutter nie mehr aufgehört hat, nach ihr zu fragen. In der ersten Zeit, nachdem Katharina weggegangen war, hatte ich meine Eltern nicht besucht. Ich ging auch nicht ans Telefon, wenn meine Mutter anrief. Ich dachte, wenn ich es nicht erzählen muß, dann ist es vielleicht auch nicht wahr. Wenn meine Eltern über uns reden, sich vorstellen, wie wir Herbstspaziergänge machen oder Urlaubspläne, dann existieren wir weiter, Katharina und ich, zusammen.

»Ich mag Raststätten«, sagte ich, um mich am Gespräch zu beteiligen. Dann packte ich ein zweites T-Shirt ein und einen Pullover, der Frühling hatte ja gerade erst begonnen. »Können wir?«, fragte ich, und sie fragte entgeistert: »Was?« »Na losfahren«, antwortete ich und erinnerte mich an tausend Mißverständnisse.

Wir nahmen jede Menge CDs mit, so viele CDs, daß wir den ganzen Sommer in Mailand hätten verbringen können. Dabei wußten wir nur einfach nicht, wie es sein würde, wir beide in einem Auto, stundenlang, nachdem wir uns ein Jahr nicht gesehen hatten, und deshalb wußten wir erst recht nicht, welche Musik wir dann nötig hätten.

Im Auto schwieg sie das erste Mal für längere Zeit, so daß ich sie in Ruhe von der Seite betrachten konnte. Schließlich schlief sie ein. Ich erinnerte mich an die Rückfahrt von Berlin, damals, als sie mitten auf der Autobahn aussteigen wollte, im Stau und trampen, bei jemand anderem mitfahren bis nach Hause, weil sie meinte, wir hätten nicht mehr dasselbe Ziel vor Augen.

Dabei war mein Ziel immer nur gewesen, sie zu halten, für mehr hatte es nie gereicht, sonst wäre sie schon viel früher gegangen.

Das erste, was Katharina sagte, als sie erwachte, war: »Es tut mir leid.« Ich erschrak, weil ich nicht mit diesen Worten gerechnet hätte, mit keinen Worten vom Beifahrersitz gerechnet hätte.

»Ist schon gut«, sagte ich, wollte mich nicht an vergangene Momente erinnern, lieber nach vorne schauen, den Autos vor uns folgen, immer weiter Richtung Süden, immer weiter.

Wir fuhren den ganzen Tag und hörten Musik, schauten aus dem Fenster, sagten nicht viel. Irgendwann hielt ich an einem Parkplatz, wir wechselten die Plätze, sie fuhr. Ich weiß nicht, worüber sie den ganzen Nachmittag nachdachte, ich dachte über mich nach. Wie es mir ergangen war und daß ich doch irgendwann ganz glücklich war ohne sie, bis heute morgen, bis sie vor meiner Tür stand. Ich war Katharina losgeworden, endlich, aber etwas würde wohl immer da sein und, sobald ich ihr Lächeln sehe, wieder brennen in mir.

Irgendwann waren wir in der Schweiz. Katharina sagte: »Früher dachte ich, die Schweiz bestände nur aus einigen Häusern, in meiner Vorstellung war die Schweiz ein kleines Bergdorf. Ein Kinderbuch war daran schuld. Ich habe immer schon geglaubt, was in Büchern steht.«

Ich lachte, wollte ihr die Haare aus dem Gesicht streichen, sie sah so trotzig aus, so schön trotzig.

»Wollen wir anhalten? In ein Dorf fahren und dort so tun, als wäre das allein die Schweiz? Wir können doch hier irgendwo übernachten, laß uns hier übernachten und morgen weiterfahren.« Sie wartete keine Antwort ab, nahm schon die nächste Ausfahrt und ich nickte nur, war müde vom Schweigen und einverstanden.

Wir fuhren durch einige Dörfer, die uns nicht gefielen, wir wollten die echte Schweiz, mit Bergen und Tälern, ein Dorf für Stadtkinder, idyllisch und märchenhaft, an einem Hang gelegen, mit Kühen und so. Eine Stunde fuhren wir noch so durch den Abend, dann waren wir da. Katharina sagte das. »Wir sind da.« Sie hatte ein Haus entdeckt, an dem ein Schild nach draußen gehängt worden war. »Zimmer frei!« stand dort in schnörkeliger Schrift, das Haus war ziemlich groß, mit dunklem Holz verziert an der Fassade, mache Latten waren rot angestrichen, das Dach hing weit nach unten.

»Ja, so hab' ich mir die Schweiz vorgestellt.« In diesem Moment nahm ich mir vor, ihr die Städte der Schweiz zu zeigen, Zürich, Basel, auf dem Heimweg, ich wollte ihr diese Idylle nicht lassen.

Wir gingen in die Pension hinein und mußten an einer großen Kuhglocke läuten, damit jemand in den Flur kam. Es kam mir unwirklich vor, mit Katharina hier zu stehen, es roch nach altem Holz, Katharina war nicht mehr als ein Schatten hier. Jemand schaltete das Licht an, es war ein Mann mit einem langen, weißen Bart und ich dachte an Heidi und den Peter, dachte, das kann doch jetzt nicht wahr sein.

Wir bekamen das schönste Zimmer, weil wir die einzigen Gäste waren. Der alte Mann bot uns Abendessen an, wir bekamen ein großes Holzbrett mit einem geräucherten Schinken, ein großes Stück Käse und Brot, ein großes Messer. Wir sollten den Rest einfach in die Küche stellen, seine Frau würde das dann wegpacken, sagte er noch. Und gute Nacht.

Katharina stellte das Holzbrett auf die Fensterbank. »Das ist der schönste Ausblick, den ich je hatte!«, sagte ich. Man sah Schnee auf den Bergen in weiter Ferne, vor uns das Tal, grüne Wiesen in der Dämmerung, ein kleines Dorf mit rauchenden Schornsteinen. »Das ist also die Schweiz«, sagte Katharina nachdenklich und ich zwickte sie in die Seite. Sie ging nicht darauf ein, nahm Kissen vom Bett und setzte sich auf das Fensterbrett. »Hast du keinen Hunger?«, fragte sie und machte mir Platz.

Es wurde immer dunkler im Zimmer, während wir aßen, weil nur das Licht von draußen zu uns hereinkam und weniger wurde. Katharina stellte das Brett auf den Boden und rückte näher zu mir hin.

»Wie war es ohne mich das ganze Jahr?«, fragte sie leise und ich haßte sie kurz dafür, fand die Frage unmöglich und antwortete trotzdem ruhig. »Schrecklich, am Anfang war es schrecklich, dann hab' ich immer weniger an dich gedacht und irgendwann ging es mir gut. Ich habe ein Mädchen kennengelernt, sie ist großartig, mal sehen, was daraus wird, im Moment sieht es nicht gut aus, aber das ist egal, weil ich jetzt weiß, daß es weitergeht. Das ist das Wichtigste.« »Sieht sie aus wie ich?«, fragte Katharina. »Nicht im geringsten«. Ich freute mich, das sagen zu können. »Sie sieht ganz anders aus als du. Sie ist auch ganz anders als du.«

Katharina küßte mich. Ich weiß nicht, ob das aus Trotz geschah. Es fühlte sich kurz seltsam an, wie wenn man etwas ißt, was man sehr gerne mag, aber schon lange nicht mehr gegessen hatte. Ein kurzes Innehalten, nachschmecken und dann merken, doch, es schmeckt

wie immer. Ich erinnerte mich schlagartig an ihre Zunge, an den Geschmack ihres Mundes, ich hielt mich an ihren Schultern fest, weil sich alles drehte.

Sie legte ihren Kopf in meinen Schoß, ich streichelte ihre Haare, ihre Ohren, schaute aus dem Fenster und war sehr glücklich. »Warum bist du weggegangen?«, fragte ich sie. Sie antwortete nicht. Irgendwann atmete sie immer gleichmäßiger, sie war eingeschlafen, ich trug sie in das große Bett und legte sie unter die Decke. »Alles Gute, Katharina«, flüsterte ich leise.

Als ich aus der Küche zurückkam, lag sie noch genau so da, wie ich sie hingelegt hatte. Ich dachte, wenn sie immer so ein Vertrauen gehabt hätte wie heute den Tag über, wären wir vielleicht auch hier heute, aber alles wäre leichter zu begreifen, leichter zu fassen, ich hätte weniger Angst.

Ich legte mich unter die Decke und zog Katharina in meinen Arm. Sie roch wie immer, die Decke roch nach Federn und altem Holz, trotzdem frisch gewaschen. Das Bett war hart, so wie alte Menschen das gerne haben, man spürte die Federn in der Matratze. Mir war das recht, ich wollte mir diesen Moment so präzise wie möglich einprägen.

Ich lag noch lange wach, konnte nicht schlafen, Katharina rührte sich nicht in meinem Arm. Nur einmal begann sie, im Schlaf zu sprechen, ich verstand nichts von dem, was sie sagte, aber sie war sehr aufgeregt. Ich drückte sie noch fester, sie beruhigte sich schnell. Ich dachte daran, daß sie einmal gesagt hatte, daß man nachts, wenn man aus schlechten Träumen geweckt und festgehalten wird, wirkliche Intimität spüren kann. Und nur dann, weil diese im Alltag längst verloren gegangen sei. Aber all dies hatte nichts geholfen, am Ende war ich allein und sie war weg.

Ich wachte auf, die Sonne schien ins Zimmer und blendete mich. Als ich mich an das Sonnenlicht gewöhnt hatte, sah ich, daß Katharina nicht mehr neben mir lag. Ich schaute auf die Uhr, es war noch früh am Morgen, ich ging duschen.

In der Küche stand das Frühstück bereit, Käse, Wurst, wie am Vorabend, und Müsli, ich nahm mir eine Tasse Kaffee und setzte mich ans Fenster, wartete auf Katharina.

Aber sie kam nicht. Später ging ich ins Dorf und suchte dort nach ihr, ich entdeckte einen schönen Park, einen Supermarkt, einen Bahnhof. Ich fand keine Spur von Katharina, auch am Auto hatte sie keine Nachricht hinterlassen. Ich wußte längst, daß ich sie nicht finden würde. Ich war allein und sie war weg. Dann fuhr ich nach Hause.

die trägheit des herzens.

Jury-Hauptpreis

Von Steve Kußin

Es war ein schamlos ehrlicher Montag – und ich mochte Montage noch nie leiden, sie erinnerten mich an gute Vorsätze. Meine Freundin trat ans Bett und sagte, »daß sie jemanden kennengelernt habe und deswegen die letzte Woche nicht nach Hause gekommen sei, wenn man das noch ein Zuhause nennen dürfe, und daß ich wenigstens hätte anrufen können, damit sie wüßte, daß sie mir fehlte«, aber ich ließ mich davon nicht beirren und erwiderte ganz cool: »Sorry, ist mir entgangen, hab geschlafen, war ziemlich fertig – ist schon wieder Juni?« »Es ist Montag«, antwortete sie daraufhin. »Na, das hilft mir jetzt weiter«, sagte ich und drehte mich auf die andere Seite. Da fing sie wieder zu quatschen an, »daß sie nämlich jemanden kennengelernt habe, wie sie schon gesagt habe, und daß der ein Künstler sei, und zwar ein richtiger, der auch mal Künstlerisches mache, und daß seine Schwermut viel attraktiver sei als mein Gleichmut und daß sie deswegen jetzt zu ihm gehen werde und ich nicht auf sie warten brauche, weil sie nie mehr zurückkommen wolle, und daß ich ein Loser sei und daß ...« Und dann redete sie vermutlich noch unendlich lange weiter und stand wie abwartend in der Tür – liebte mich wohl immer noch und hatte nur Probleme, es richtig auszudrücken –, aber da kramte sich in meinem Gehirn ein uraltes Lied zu Tage, das Opa Hugo immer im Garten gesungen hatte:

Ich weiß, das Leben ist lang,
aber Kopf hoch: Es geht vorbei.
Es ge-eht vorbei.
Es geht vorbei.

Irgendwie muß ich darüber eingeschlafen sein, und als ich wieder aufwachte, war sie weg. Da hatte ich Lust, mal wieder aufzustehen, und mußte außerdem pinkeln, was der eigentliche Grund war. Ich habe noch eine Futterdose verdrückt und bin dann nach draußen, um mal zu schauen, was die Uni so macht, aber ich bin gleich noch mal nach oben gegangen und hab mir lange Sachen angezogen, weil der Schnee überall hüfthoch lag. Auf dem Campus hab ich dann irgend jemanden gefragt: »Wie spät ist es eigentlich?«, und er hat mir gesagt, daß es »genau 12 nach 12« sei, und ich hab gesagt: »Was, kacke, so früh und ich bin schon auf den Beinen?« Und da hat er mich gefragt,

»wann ich denn normalerweise aufstehen würde«, und ich hab geantwortet: »Mittwochs.« Anschließend bin ich direkt zum Prüfungsamt hingegangen und wollte mich anmelden, aber die haben mir gesagt, »daß ich ein Jahr zu spät und darum, weil ich mich auch nicht auf die Schreiben gemeldet habe, bereits exmatrikuliert sei. Da gebe es auch keine Möglichkeit, die Prüfungen nachzuholen, immerhin habe ich längst die zulässige Semesterhöchstzahl überschritten und damit auch keinen Anspruch auf eine sachgemäße Beendigung meines Studiums. Aber ich könne ein anderes Studium aufnehmen und darin abschließen, doch sei ...« Doch mein Gehirn hörte schon gar nicht mehr richtig hin, denn mir trat wieder das uralte Lied von Opa Hugo in die Ohren:

Ich weiß, das Leben ist lang,
aber Kopf hoch: Es geht vorbei.
Es ge-eht vorbei.
Es geht vorbei.

Irgendwie bin ich dann wieder in meinem Bett aufgewacht. Ich bin dann erst mal zur Bank und wollte schauen, wieviel Geld ich noch auf dem Konto habe, aber ich hatte kein Konto mehr. Darum habe ich mich auf den Bürgersteig gesetzt, weil ich Hunger hatte, und habe so getan, als hätte ich kein Geld und brauchte welches, was ja auch stimmte. Meine Exfreundin kam dann mit ihrem Neuen vorbeigelaufen und er sah tatsächlich sehr schwermütig aus, das muß ich schon zugeben, und hat auch immer gedankenvoll zu Boden geschaut. Meine Ex hat uns einander vorgestellt, »er sei also ihr neuer Freund, der Künstler, ich wisse schon, von dem sie erzählt habe, ein Genie, ein wahres Genie sei er, doch die Welt zu dumm, um es zu erkennen. Wie das eben so sei. Und sie hätten sich jetzt eine Einbauwohnung in Berlin besorgt, wo sie hingezogen seien und wo es ganz toll sei.« Und dann sagte sie zu ihm, »er solle auch einmal etwas sagen, etwas so ganz Geistreiches und Erfrischendes solle er sagen, etwas voller Esprit«, und da hat er zum ersten Mal aufgeschaut und ich konnte seine melancholischen Augen sehen, und er sagte im unerwartet feinen Timbre: »Die Welt«, ja, das war, was er sagte, »Die Welt«, hat er gesagt und das war's dann, aber er hatte es wirklich sehr künstlerisch und weltschmerzend

gesagt, da verstand ich, warum sie ihn mir vorgezogen hatte. Und wir haben uns dann noch ein Weilchen unterhalten und es war ganz nett, aber dann bat ich mir zehn Sekunden Stille aus und atmete sehr tief ein und aus und ein und machte dann eine sehr künstlerische Geste mit dem rechten Arm und sagte dann sehr gehaltvoll, wie ich finde, »Der Mensch«, und da haben sie nur mit dem Kopf geschüttelt und sind wortlos weitergegangen und meine Ex hat noch zurückgerufen: »Das mußte ja jetzt sein. Ob ich wohl gar keinen Anstand besäße, ob ich das wohl auch noch witzig fände, wann ich denn endlich erwachsen werde, da wär ...« Da war wie von selbst das Lied von Opa Hugo mir ins Gehirn gestiegen und ich konnte es singen und sang es auch laut und stundenlang und so vertieft, daß ich gar nicht merkte, wie sich alles Geleut umher darüber echauffierte und manch einer mit Gehstock oder Faust auf mich einhieb und manch eine mit Schimpfwort und Verwünschung auf mich einhieb und fünf Emos mich zu Boden knüppelten, weil ich sie zu sehr deprimieren würde, wodurch ich meine linke Niere verlor und zwei Jahre an der Dialyse hing, und wie mir eine Krankenschwester und wohl, weil sie glaubte, daß ich bald sterben würde, das Ja-Wort abrang und mich zum Altar führte und ihre große Liebe nannte und zwei Jahre darauf die Scheidung einreichte und mich den größten Fehler ihres Lebens nannte und mit dem Kind fortging:

Ich weiß, das Leben ist lang,
aber Kopf hoch: Es geht vorbei.
Es ge-eh't vorbei.
Es ge-eh't.



Aus dem Tagebuch einer Vatersöhnin.
Von Uschi Schmidt

Die ersten, noch leeren Seiten eines neubegonnenen Tagebuches haben etwas Einschüchterndes. Selbst bei diesem achten Tagebuch fühle ich wieder, also zum achten Mal, die Schuld, dieses reinweiße Papier zu beflecken. Die ersten Seiten sollten makellos sein. Am besten, man ließe sie leer. Da das nicht möglich ist, sollten sie zumindest mit etwas Besonderem gefüllt werden. Der eigene Anspruch, das ist es, was sie so bedrohlich macht. Man wünscht sich die Einleitung zu diesem Lebensabschnitt, wie die Ouvertüre einer Sinfonie, die Ahnung von etwas Großem, das noch folgen wird und schon in Motiven erkennbar ist. Man will also beginnen, die Füllerkappe ist gezogen, man zögert, dann zögert man noch etwas länger, die Tinte trocknet bereits und dann ist es zu spät, der erste Strich ist getan und man weiß genau: schon habe ich das Material, das alles hätte werden können, verdorben. Es ist geschehen und die Einleitung dieser Chronik des aktuellen Lebensabschnitts wird gestellt durch eine Einleitung über Einleitungen. Wäre dies also nicht mein Tagebuch, das achte und letzte Tagebuch einer Vatersöhnin, dann wäre es vielleicht das frühe Skizzenbuch eines später berühmten Künstlers oder zumindest noch gut zum Blumen pressen.

Ich bin mir vollkommen sicher, daß dieses achte Tagebuch auch mein letztes sein wird, denn ich fühle mich sehr krank und tue nichts, diesen Umstand zu ändern. Vielmehr habe ich ihn wohl erst durch meinen Lebensstil bewirkt, dann gefestigt und verschlimmert, und arbeite nun hartnäckig, ihn beizubehalten. Es ist eine alltägliche Sache, die vielleicht jeder kennt: Man weiß, daß die Flut kommt, daß einem bald das Wasser bis zum Hals stehen wird, aber man bewegt sich dennoch nicht, völlig gleichgültig gegenüber dem eigenen Untergang, selbst wenn dieser gewiß ist. Die Panik kommt erst in der Sekunde vor dem Schicksal, etwa der Diagnose von Lungenkrebs oder Leberzirrhose, und bis dahin lebt und genießt man. Die Antwort auf alle Vernunftgründe lautet stets, daß man rauchend auch achtzig Jahre alt werden kann, während einer, der auf seine Gesundheit acht gibt, morgen beim Fahrradfahren unter die Räder eines LKW kommt. Das Ergebnis ist Sorglosigkeit angesichts einer vermeintlich ungewissen Zukunft, die eigentlich Gewißheit ist. Doch es sollte eigentlich anders sein: Die Aussicht eines möglicherweise fernen, aber möglicherweise auch unmittel-

bar nahen Endes sollte nicht größtmögliche Lässigkeit sein, sondern größtmögliche Panik. Ich bin mir dessen also vollkommen bewußt, bin mir meiner Trägheit, der entsetzlichen, typisch menschlichen Trägheit bewußt, und da bin ich, die Außenseiterin, doch wieder wie alle anderen und bewege mich nicht, obwohl mir das Wasser bis zum Hals steht. Sprichwörtlich, denn ich liege schon wieder den halben Tag in der Badewanne. Ja, ich kann sogar noch die Komik an der Situation sehen: Das Wasser steht mir bis zum Hals. Galgenhumor. Schon als Kind empfand ich mein Leben als eine Art Tragikkomödie, weil für alle Beobachter und deshalb auch für mich so komisch ist, was eigentlich traurig sein sollte, und dann, wenn man eigentlich betroffen zu Boden blicken sollte, weil es eine fast nicht ganz unansehnliche Frau schon in jungen Jahren dahinrafft, da lacht das Publikum in meinem Fall nur, weil es mir im Abgang von der Bühne noch gelingt, den fallenden Vorhang abzureißen.

Immer öfter habe ich Kopfschmerzen. Ein Tier lebt in meinem Kopf. Es ist eingeschlossen, will raus, kratzt verzweifelt gegen die vordere Schädeldecke. Ich kann es nicht loswerden. Nur manchmal, da schläft es, dann ist alles gut. Es hat allerdings einen leichten Schlaf. Ich kann es nicht loswerden. Es stirbt nicht, es wird jedenfalls nicht verhungern, es frißt an meinem Hirn, fast wie bei Prometheus der Adler, und ich werde dummer, stündlich.

Ich habe meine Medizin gefunden, und wie die meisten bekämpft sie nur die Symptome, nicht die Ursache. Wie denn auch, liegt diese doch Jahre zurück. Die Medizin heißt Hennessy Extra Old Cognac und ich brauche sie täglich, und täglich mehr. Sie legt das Tier schlafen. Mein Leben verbringe ich zum Großteil in der Badewanne, nein, nicht gefüllt mit Cognac, doch steht ein Glas auf dem Rand, daneben ein Aschenbecher, doch eigentlich asche ich immer ins Wasser. Es ist keine Neuigkeit, daß Trunkenheit ungeschickt macht. Beim Baden schreibe ich Tagebuch, seit kurzem mit wasserfestem Stift. Trotzdem eine schreckliche Sauerei. Ich bin vielleicht der einzige Mensch, der dreckiger aus der Wanne steigt, als hinein. Dann klebe ich von Asche, Haarstoppeln und Cognac. Der Alkohol und die Wärme machen müde, doch an der Schwelle zum Schlaf kommen oft die besten Gedanken, die ich festhalte. Bei nochmaligem

Lesen ein paar Tage später wirkt trotzdem immer alles, wie das Gefasel einer Irren.

Die letzte Nacht verbrachte ich in meiner Bar. Zwar gehört sie nicht mir, aber so oft und lange, wie ich dort sitze, ist sie doch wieder mein Besitz – daher kommt auch das Wort: Wenn man die Nacht über auf einem Stück Land saß, hat man es besessen. Jedenfalls saß ich letzte Nacht in dieser Bar und da kam so ein Kerl zu mir. Ein besseres Wort gibt es nicht, es war ein Kerl. Er sah aus, als hätte ihn ein Künstler aus Bewunderung und Hingabe an die natürliche Häßlichkeit, welche dem Menschen so eigen ist, aus Sülze aufgetürmt. Der Sülzkopf mit der schwülstigen Lippe – ich sah das, als er trank, und mir wurde fast schlecht –, der setzte sich einfach neben mich, glotzte aus seinen Schweinsaugen wie von einer Fleischertheke herab und fragte mich dann: »Na, Kleine, wie heißt du?« Da tat ich, als wäre ich der Sprache nicht mächtig – welche Sprache sollte das auch sein? die vom Planeten Hackepeter? – und sagte nur »Cognac!« Zu meinem Unglück faßte er dies als Aufforderung auf, mir etwas zu trinken auszugeben, und bestellte – und hier entschied er, daß ich nicht mündig war, mir etwas auszusuchen, entschied also, was ich trinken würde –, er bestellte mir ein Glas Rotwein. Er hielt sich dabei sicher für sehr stilvoll, obwohl er selbst nur Bier trank. Ich sah dann dem Barmann lange in die Augen, ohne Ausdruck, der sah zurück, ohne Ausdruck, und sagte dann: »Ein Cognac also.« Da fiel mir auf, daß »Cognac« das einzige Wort ist, das ich je in dieser Bar gesprochen hatte. Ich trank stumm, wollte den Preßkopf neben mir vergessen, doch er ließ mich nicht, lehnte sich nach vorn, schob sich gleich über die Theke und in mein äußeres Gesichtsfeld, da lag er fast vor mir, wie ein Tablett Aufschnitt, und mir war so schlecht. Wenn du schon, dachte ich, so verdammt dünner werdendes Haar hast, warum mußt du es dann noch so verdammt kurz rasieren? Du siehst aus wie ein schlecht gerupftes Huhn! Alles an ihm war so fleischig, so real. Das Tier war wach.

Die Szene erinnerte mich daran, daß ich als Kind bei dem Anblick und bei dem Wort »Eisbein« fast erbrochen hätte, weil es wirklich so aussah, als wäre es das Bein von einem Tier und eiskalt. Wie man nur eiskaltes Bein essen kann, fragte ich mich. Daran war so eine glatte, durchsichtige Fettschicht, die zitterte, während

man das Fleisch schnitt. Ich weigerte mich, es zu essen, und mein Vater bekam einen seiner häufigen Anfälle, warf den Teller – samt allem, was ich vielleicht noch hätte essen wollen, Sauerkraut und Kartoffeln – auf den Küchenboden neben den Mülleimer und es war an mir zu putzen. Bei anderer Gelegenheit fanden sechs Tagebücher ihren Weg ins Kaminfeuer. Übertroffen nur von dem Tag, als das Tier geboren wurde, das verdammte Tier, in dem Moment, als die Wucht eines Schlages mich gegen die schwere Kommode warf.

Als ich mich so erinnerte, entging mir, daß Sülze neben mir die ganze Zeit geredet hatte, gerade wohl etwas gefragt hatte und mich nun erwartungsvoll ansah. Die Frage hatte ich nicht gehört, und selbst wenn, hätte ich nichts geantwortet außer vielleicht »Cognac«, doch er mißverstand mein Schweigen als Schüchternheit und legte mir, wohl vertrauenerweckend gemeint, aber doch nur ekelerregend intim, die schweißnasse Hand auf den nackten Unterarm. Da verblaßte plötzlich sein öliges Lächeln. Er sah auf seine Hand und merkte wohl, wie sehr mein Arm klebte, als wäre ich mit Honig bestrichen. Er löste seine Hand – meine Haut zog er mit sich, wie beim Pflasterabreißen – und roch daran. Da verzog er die Mundwinkel und ihm entwich ein langgezogenes »Widerlich!« Ich wußte natürlich, was er meinte, denn ich stank nach Alkohol und Zigaretten, wie ein Obdachloser. Daß ihm das erst jetzt auffiel. Den Rest des Abends verbrachte ich allein.

Es ist ja nicht so, daß ich insbesondere Männer nicht mag, ich mag Menschen allgemein nicht. Behauptet das nicht jeder? Bei mir liegt der Fall anders, weil ich so androgyn aussehe, wie mir immer wieder versichert wird, weil ich beim zweiten Hinschauen dann aussehe wie eine Lesbe, wegen meiner Annie-Lennox-Frisur und meines Kleidungsstils – das Hemd in die Jeans gesteckt, flache dunkle Lederschuhe –, und aus irgendeinem Grund glaubt die Allgemeinheit, daß man, wenn man Männer nicht ausstehen kann, automatisch auf Frauen stehen müßte, aber die kann ich genauso wenig leiden. Ich habe sie mir angesehen und fand nicht eine, die ich gern berührt hätte oder irgendetwas sonst. Rein äußerlich hat mich etwas am Menschen an sich immer enttäuscht, so unvollkommen und improvisiert. Vom Charakter gar nicht zu reden.

Als ich mich später in meine Wanne zurückzog und David Bowie hörte, dem ich übrigens auch sehr

ähnlich sehen soll, kehrte dieser Abend wie ein übler Geschmack zurück und verdarb mir meine Zigarette. Ich lag lang ausgestreckt, trieb auf dem Wasser, die Arme über der Brust gekreuzt, wie ein Pharao im Sarkophag. Während ich also an die Decke starrte und ganz Mumie war, fiel mir auf, daß ich schon Wochen, vielleicht Monate mit keinem Menschen mehr gesprochen hatte, außer mit dem Barkeeper, und daß ich kein Wort gesagt hatte außer »Cognac«. Das Telefon schwieg schon seit bald einem Jahr. Früher hatten mich Freunde oft angerufen, manchmal sogar Postkarten geschrieben. Vorne zusammengewürfelte Felsen und Gras an Irlands Küste, schwarz-weiß, hinten die Information über das bestandene Diplom oder die baldige Heirat. Und ich antwortete nie, auch gab es von mir nichts Neues zu berichten – außer daß ich mittlerweile dreiunddreißig war, oder auch nur irgendwas, das neben diesen tollen Neuigkeiten nicht vollkommen erbärmlich hätte wirken müssen. Viel erlebte ich nicht in dieser Badewanne mit meinem einzigen Geliebten Hennessy. Irgendwann im Laufe meines Schweigens wurden die Anrufe und Karten seltener und blieben irgendwann völlig aus. Das war vor vielleicht zwei Jahren. Ich habe also keinen Kontakt mehr zu allen Menschen, die mich kannten, keiner weiß, was ich gerade tue – nichts – und wie es mir geht – bestens – und ich weiß nichts von anderen. Es ist, als wäre ich aus der Welt herausgefallen, und als gäbe es nur noch mich allein, oder nur noch mich und Hennessy. Ich existiere allein im sozialen Vakuum der Badewanne. Mein Gott, ich könnte genauso gut tot sein.

Während ich das dachte und in der Mumienhaltung trieb, fiel mir auf, wie sehr der längliche Umriß, den die Duschvorhangstange und der obere Rand der Fliesen bildeten, einem Grab ähnlich sah, in dem ich lag und nach oben zur Rasenkante aufschaute. Die Wanne, der Sarg. Die Wände, das Grab. Ich bekam plötzlich Atemnot, zuckte zusammen, als hätte jemand einen laufenden Föhn in die Wanne geschmissen, und mir gingen ein paar Volt durch den Leib, ich wollte mich aufrichten und konnte nicht, weil der Rand so glitschig war, und strampelte stattdessen sinnlos herum, wie ein ertrinkendes Tier, verschluck-

te mich, glaubte wirklich, ertrinken zu müssen, immer panischer, immer schneller. Es hörte erst auf, als ich den Duschvorhang zu fassen bekam und mich daran aus der Wanne zog. Dann fiel ich wie ein Fisch auf den kalten Boden und hustete lange neben den Scherben des Cognacglases.

Es ist mir völlig klar, daß ich mein Leben ändern muß. Nicht mehr in der Badewanne übernachten, kein Cognac mehr, vielleicht sogar das Rauchen aufgeben. Bis jetzt habe ich allerdings nur die Duschvorhangstange entfernt.

der zerstückelte mensch.

Jury-Hauptpreis

Von Norman Lauterbach

»Der Andere besitzt ein Geheimnis: das Geheimnis dessen, was ich bin« (Sartre: Das Sein und das Nichts)

Neugier. Ein drittes Auge – unsichtbar. Ein Blick durch den Spion. Was sie sieht, ist, was sie sehen will. Heinrich. Er zieht sich die Schuhe an. Dieser Mann ist für sie ein Rätsel. Sie mutmaßte vor zwei Wochen bei einer Tupperware-Party, eine Etage tiefer, bei der verdrießlich dreinschauenden Frau Köhler, daß er vermutlich am Gymnasium arbeitet und Lehrer für Biologie ist. Das leitete sie aus der Tatsache ab, daß er stets einen langen, grünen Mantel trägt, eine braune, vollgepackte, lederne Aktentasche hat und ihrem ehemaligen Mathematiklehrer Herrn Lenk zum Verwechseln ähnlich sieht. Ihrer Meinung nach ist er etwa Mitte vierzig, soweit sie das einschätzen kann, ungefähr eins neunzig groß – wobei nicht unerwähnt bleiben sollte, daß sie die Entfernung des Mondes einmal auf dreitausend Kilometer schätzte. Frau Köhler rümpfte die Nase. Seine Augen sind grün-braun, eine Mischung, die ihr noch nie zugesagt hat. Sie sucht eher den blauäugigen Typ, mit blondem Haar, braungebrannter Haut und einem durchtrainierten Körper, womit sie sich nahtlos in die endlose Reihe derer einfügt, die dasselbe wollen. Behäbig nimmt Heinrich den Schuhanzieher von der Wand, den er eigenhändig und unter Protest seiner Nachbarin neben seiner Tür, an einer extra dafür angefertigten Leiste aufhängt. Seine Schuhe stehen vor der Tür in einem alten Schuhregal. Sie sind immer frisch geputzt und auf Hochglanz poliert. Drei gleiche Paare. »Wie kann jemand drei gleiche Paar Schuhe besitzen?«, sagte sie und verdreht dabei ihre Augen. Sie beugte sich nach vorn und fing an zu flüstern, so, als könnte sie Heinrich hören. »Vorgestern habe ich gewartet, bis er das Haus verlassen hat, und habe mir die Schuhe mal angesehen«. Frau Köhler rümpfte nochmals die Nase und wippte nervös mit ihrem linken Bein auf und ab. Denn angeblich könne man ja an den Händen und den Schuhen eines Mannes seinen Charakter erkennen, daß sagte zumindest ihre Großmutter Agathe – und die müsse es schließlich wissen, war sie doch dreimal verheiratet. Die Schuhe sind von der Firma Lugner & Co in Österreich. Davon hat sie noch nie gehört. Hier endete ihre Ausführung. Frau Köhler, die nicht den Eindruck gemacht hatte, daß sie das Thema sonderlich

interessierte, pries fortan verschiedene Tupperdosen, in denen so exotische Sachen wie Spargel oder Gurken aufbewahrt werden können. Ihre Recherchen waren damit aber noch nicht am Ende angelangt. Als ihr ältester Sohn am nächsten Morgen das Haus verließ, um seine dritte und hoffentlich letzte Lehrstelle als Maler und Lackierer anzutreten, begab sie sich auf Zehenspitzen in sein Zimmer, machte den Monitor seines im Dauerbetrieb befindlichen Computers an, mußte mit Schrecken feststellen, daß ihr Ältester offenbar eine Neigung für extrem übergewichtige Damen hat, und gab den Namen Lugner & Co in die Suchmaske ein, die zwischen den Schenkeln dieses kräftigen Mädchens das größte verdeckte. Das war eindeutig geschmacklos. Prompt stieß sie auf das Paar Schuhe ihres Nachbarn und konnte nicht glauben, daß ein Paar dieser Schuhe 179 Euro kostet. »179 Euro für Schuhe? Unseren Lehrern geht es eindeutig zu gut.« Ihr Urteil war somit gefällt und so fest und unverrückbar wie der Stahlbeton, der ihre Wohnung beherbergt. Arrogant ist er und das ist noch milde ausgedrückt. Zuerst der Schuhanzieher und jetzt dieser offensichtliche Versuch, allen zu zeigen, daß er etwas Besseres ist.

Der Bus der Linie 3 fährt um Punkt 7:17 Uhr ab. 7:07 Uhr trifft in der Regel Heinrich am Ort des Geschehens ein. Seine Auftritte sind eigentlich immer dieselben. Mit langgezogenen Schritten, die aussehen, als überquerte er riesige Löcher in der Erde, bleibt er unvermittelt an einem Laternenpfosten stehen und sieht sich die Flyer an, die achtlos an jedes freie erreichbare Stück angeklebt sind. Irgend jemand muß dauerhaft damit beschäftigt sein, neue Flyer anzubringen. Ein Lächeln fliegt über seine Lippen. Der Interessanteste schien ihm heute die Bitte einer Frau zu sein, die Augen nach einer roten Katze, die auf den Namen Erwin hört, offen zu halten. Ein liebes zutrauliches Tier, welches unter nicht näher bekannten Umständen seinem Frauchen entwischt ist. Um genau zu sein, waren diese Umstände sehr wohl bekannt. Wie jeden Morgen ging die gute Frau an den Briefkasten, um die Tageszeitung zu holen. Ihr heißgeliebter Ehemann, dessen Neigung zum Alkohol einer ausgewachsenen Sucht gewichen ist, hatte tags zuvor aus Wut über die nörgelnden Kommentare seiner enttäuschten Ehefrau der Tür einen Tritt versetzt. Seitdem war

der Schließmechanismus seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Der Hausmeister war informiert, befand sich aber noch bei seiner »Freundin«, einer stadtbekannten Prostituierten. Als sie nun wie jeden Morgen die immer gleichen Meldungen schwarz auf weiß lesen wollte, vergaß sie den defekten Schließmechanismus und gab ihrem Kater Erwin die langersehnte Chance, seinem eingepflanzten Verlangen nach Freiheit nachzugehen. 50 Euro erhält der ehrliche Finder. Heinrich mochte Katzen schon immer. Sie sind nicht so anhänglich wie Hunde, so devot und ohne jeden Anspruch. Katzen kann man nicht kontrollieren, so wenig wie Menschen. Neben ihm steht wie jeden Tag um diese Zeit Mathilda und starrt in den Himmel, der so blau und klar aussieht, als hätte man ihn gerade durch die Autowaschanlage gejagt. Sie stemmt ganze 1,60 m in ihre abgewetzten Stiefel und wartet darauf, daß Heinrich sie anspricht. Sie ist verliebt in ihn. Das ist nicht das erste Mal, daß sie sich in einen Menschen verliebt, mit dem sie noch nie ein Wort gewechselt hat, es entspricht eher der Regel. Sie denkt: »Er macht's einfach nicht ... scheinbar interessieren ihn diese Papierfetzen wieder mehr als mich ... ach, du meine Güte, da ist wieder dieser Junge ... welche Monster verpassen ihm so einen Rucksack, der kann kaum aufrecht laufen ...« Für den heutigen Tag hatte sie sich ernsthaft vorgenommen, ihn anzusprechen, vorausgesetzt, er kommt ihr nicht zuvor. Stattdessen läßt sie sich ablenken. »Warum trägt er immer diesen alten Mantel ... sieht aus, als hätte er ein Stück Wiese an ...« Seit einem Jahr fahren sie jeden Morgen mit dieser Linie. Meistens steigt er vor ihr ein, und obwohl sie sich mehrmals absichtlich vordrängelte, um auf sich aufmerksam zu machen, schaffte er es auf ominöse Weise, immer wieder als erster im Bus zu sein. Heute hat sie ihr rotes Kleid an. »Ich bin so schwer zu übersehen wie eine Leuchtreklame.« Dritte Reihe, links. Heinrichs Platz. Sie, genau hinter ihm. Mathilda würde sich auch neben ihn setzen. Zu dieser Zeit ist der Bus aber so leer, daß jeder der Passagiere zwei Plätze für sich in Anspruch nehmen kann. Sein Hinterkopf, wenn sie einmal das Vergnügen hat, ihn sehen zu dürfen, da er immer diese alten, aus der Mode gekommenen Hüte trägt, sagt ihr, daß er ein ruhiger, gewissenhafter Mann ist, der in den angebrachten Momenten – und bei diesem Gedanken wurde ihr

ganz warm um die Hüften – sehr leidenschaftlich sein kann. Wie immer man solche Attribute von einem Hinterkopf abliest, Mathilda kann es. Neulich hatte sie eine Reportage über Japaner gesehen. Dort sei es ein ungeschriebenes Gesetz, die Plätze der Reihenfolge nach zu besetzen. Das heißt, selbst wenn nur fünf Passagiere in den Bus einsteigen, werden sie sich ungefragt nebeneinander setzen, so daß gerade einmal drei Reihen voll sind. Mathilda fand, daß sei eine ausgezeichnete Idee, und vor gar nicht langer Zeit fragte sie den verdutzt dreinschauenden Fahrer, ob er es nicht genauso halten wolle. Doch schien der Herr etwas unpäßlich zu sein, da er ihr nicht einmal antwortete und statt dessen ihre Fahrkarte sehen wollte, welche er bisher noch nie zu sehen verlangte. Das nahm sie als Zeichen seines Widerwillens gegen neue Vorschläge. Nicht wissend, daß seine Verstimmung aus einer Kollision seines Hundes mit einem »dämlichen langhaarigen Nichtsnutz und seinem allgemeingefährlichen schieß Motorrad« resultierte. Seitdem lag sein vierbeiniger Freund Manni im Sterben. Nachdem sie zwei Tage augenkullernd schmolte, stopfte sie eine Flasche Brandy – ein Geschenk ihrer letzten, leidvollen Bekanntschaft – in ihre rissige Ledertasche und gab sie dem diesmal sanftmütig lächelnden Fahrer, dessen Hund sich gegen alle Vermutungen erholt hatte. Somit war das Kapitel für sie erledigt und für den Fahrer sowieso.

Drei Stationen später bewegt sich die Masse wie eine Horde Zombies zum nächsten Anlaufpunkt. Mit großen Schritten reiht sich Heinrich ein, dicht gefolgt von Mathilda. Man wird das Gefühl nicht los, hier an einem Hauptort des Gewimmels zu sein. Heinrich überblickt die Köpfe. »In 7 Minuten fährt die Bahn in Richtung Süd-Ende. Der Coffee-Shop ist mindestens hundert Meter entfernt und niemand steht an, so wie es scheint, aber man weiß es eben nicht ...« Er entschließt sich dagegen. Ein kleiner Junge, dessen Rucksack an ihm hängt, als hätte man ihn für irgendwas bestraft, steht neben Heinrich und kann nicht glauben, was er da sieht. Da sind Nasenlöcher, in der seine Hand verschwinden könnte. Wenn er zur Seite blickt, kann er durch die Brillengläser einer alten Frau mit Barthaaren am Kinn die Umrisse des riesigen Kopfes verschwommen sehen. Der Mantel sieht aus, als wäre er aus Moos, und die monströsen

Hände, die aus den Ärmeln fliehen, umklammern den Griff seiner Ledertasche, als wollte er sie erwürgen. Eine junge Frau macht sich bemerkbar, indem sie in ihr mobiles Telefon schreit, er wäre ein verdammtes Arschloch. Kurz sieht es so aus, als würde sie ihr Telefon auf den dreckigen Boden werfen, tut es dann aber doch nicht. »Was glotzt dieser dumme Arsch so!« Damit war Heinrich gemeint, der nichtsahnend eine Taube beobachtet, die hinter dem Mädchen einen halben Döner zerlegt. »Dieser Wichser, dieser dumme Wichser«. Die Haare aus ihren Zopf haben sich teilweise gelöst und liegen in wilden Schlangenlinien in ihrem braunen Gesicht. Alle haben sie gesehen und gehört. Aber niemand nimmt davon Notiz. Sie geht in Richtung Treppe, die zum Bahngleis 4 führt, und verschwindet wütend in einer Ecke. Ein übergewichtiger Mann mit Zigarre im Mundwinkel geht an ihnen vorüber und hinterläßt eine Rauchwolke. Seine Hosen sind zu kurz, findet der Junge und wundert sich darüber, wie man rauchen kann. Ihre Augen sind so dunkel wie eine sternlose Nacht, als sie allein in der Ecke steht. Mit einem kräftigen Zug hat sie das ganze Päckchen leer geschnieft. Ein bitterer Klumpen Schleim rinnt ihr die Kehle hinab. Entschlossen schluckt sie ihn runter. Als der Junge sich von diesem Anblick löst, bemerkt er, daß der Riese verschwunden ist. Er blickt sich um und findet ihn schnellen Schrittes in Richtung Coffee-Shop gehen. Er freut sich bereits, ihn rennen zu sehen, wenn die Bahn kommt.

Sonja freut sich auf die Uni. Nicht unbedingt, weil sie so erpicht darauf ist, den halben Tag in Mathematik- und Physikvorlesungen zu verbringen und dabei der Frage nachzugehen, ob die Katze noch lebt oder nicht, sondern sie freute sich vielmehr auf den Weg zur Uni. Denn den sollte sie heute das erste Mal auf vier Rädern begehen. Ihren vier Rädern wohlbemerkt. Sie ist sich sicher, in dem für sie besten Universum gelandet zu sein. »So viele Entscheidungen ... und nur eine falsche dabei ... plumps, bist du in einem anderen Universum und machst die Klos sauber.« Sandra, ein Mädchen aus wohlverzogenem Hause und seit neuestem ihre Mitbewohnerin, fragte vorwurfsvoll: »Willst du echt mit dem Auto fahren, obwohl du kostenlos die Bahn benutzen kannst und zehn Minuten eher da bist?« Sonjas lapidares »klar« war ihr als ungefleischartem Greenpeace-Anhänger und Träger des

grünen Ordens, den sie und drei weitere wurzelfressende Naturfreaks sich selbst verliehen haben, überhaupt nicht klar. Ein grüner Skoda, Baujahr '96 mit 97.000 Kilometern auf dem rostigen Buckel braucht keine vernünftigen Argumente. Klar, sie mußte einen Umweg in Kauf nehmen, mußte durch die langgezogene Unterführung am Hauptbahnhof, vorbei an den menschenüberfluteten Straßenbahnhaltestellen, aber letztendlich war sie allein dafür verantwortlich, wo sie wann sein würde. Das macht sie ihrer Meinung nach ein ganzes Stück freier. Sie fährt die Straße entlang und atmet die mit Abgasen geschwängerte Luft ein, als wäre sie gerade dabei, durch einen Luftkurort zu fahren. Neben den üblichen Gerüchen von angebranntem Dönerfett, den Gesprächsfetzen der Menschen, die sich an den Straßenrändern sammeln, als sähen sie einem Autorennen zu, den Studenten und Schülern, die an den Haltestellen warten und deren Anzahl so groß ist, daß sie die Straße regelrecht überfluten, bringt sie zu dem Urteil: »Arme Schweine!« Sie denkt an eine aufgeplatzte Tomate bei diesem Anblick, bevor sie in den Spiegel sieht und beschließt: »Ich bin schön.« Etwa 150 Meter Luftlinie entfernt steht Heinrich an dem Coffee-Shop hinter einer russischen Familie, die aus dem Nichts erschienen ist und nun versucht, einen Kaffee, zwei belegte Baguettes und eine Sprite zu bestellen, wobei die Sprite es als erstes schafft, in dem schwerfälligen Versuch einer Konversation zu einem Punkt der Einigung zu gelangen. Der Sohn Dimitri, ein großgewachsener 16-jähriger Bursche, dessen Kopf voll ist mit Dingen wie Fußball, Internetpornos und dem Geldbeutel seiner senilen Großmutter, sieht Heinrich an und kommt nicht umhin festzustellen, daß er aussieht wie ein Nazi. Er tippt seiner in einer Schweißwolke stehenden Mutter auf die Schulter und sagt auf Russisch: »Sieh mal, hinter dir steht ein Nazi.« »Diese Russen könnten wenigstens versuchen, unsere Sprache zu lernen ... dieser Junge sieht aus, als hätte er den Erdball auf seinen Schultern. Wie kann man nur einen so ovalen Schädel haben?« Sie zupfte ihr rotes Kleid zurecht. »Fett bin ich, fett. Wenn ich diese Röllchen sehe ... aber morgen ist Schluß ... da gibt's nur noch Sport ...« Mathilda ist nervös. Natürlich hat sie nichts gegen ovale Köpfe und auch nichts gegen orientalische oder sonst welche Sprachen. Sie ist genervt, da dieser unhöfliche

Kerl vor ihr mit seinem riesigen grünen Mantel und diesem lächerlichen Hut die Frechheit besitzt, sie einfach nicht wahrzunehmen. Was soll sie machen? Ihm ihre Möpse zeigen und sagen: »Wie nun, wird's was?« Sie ist sauer, oh ja, sauer! Auf sich, auf diesen Wildfremden, der sie keines Blickes würdigt, und wenn sie schon dabei ist, auf die ganze verdammte Welt. Dimitri nimmt derweil sein Baguette und seine Sprite entgegen, die Schwester bekommt ihren Kaffee und die Mutter redet unentwegt ins Leere. Kurz darauf macht Mütterchen kehrt und krallt sich das vergessene Baguette, welches auf dem Tresen liegt. Heinrich steht inmitten ihrer Wolke. »Ein olfaktorisches Spektakel.«

Der Junge sieht lächelnd auf die Uhr. Offenbar sind all die Ermahnungen, Bestrafungen und sonstigen Erziehungsversuche bei ihm in der Tatsache gemündet, daß er mit Vorliebe Menschen beobachtet, denen etwas mißlingt. Die Straßenbahn ist schon in Sichtweite. Die üblichen Schubserien beginnen, böse Blicke von unten nach oben, zur Seite und wieder nach unten. Hier regiert das Recht des Größeren, dessen, der mehr Platz einnimmt und nicht verdrängt werden kann. Ein paar alte Leute nutzen den Umstand, in einer Gesellschaft zu leben, die ihnen, wenn auch wenige, so doch vereinzelte Vorteile bringt, schamlos aus und drängeln sich stur durch die Massen hindurch. Streift sie ein böser Blick, so haben sie immer noch den Bonus, uralt zu sein, von der Gesellschaft ausgeschlossen und kurz davor, dem Herrgott persönlich die Hand zu schütteln. Also läßt man sie murrend gewähren. Indessen blickt der Junge, der ein Gefühl dafür entwickelt hat, wann es brenzlich und für ihn sehenswert wird, auf seine Uhr, auf der ein paar lächelnder Würmer mit grünen Hüten und Regenschirmen die Gegenwart anzeigen – unermüdlich im übrigen. Er zählt die Sekunden. Jetzt dreht sich sein riesiger Schädel, der aussieht wie ein Findling, so unübersehbar einsam und groß. Er bemerkt, so sieht es zumindest aus. Aber er bewegt sich nicht. Die Enttäuschung darüber ist kaum in sein Bewußtsein getreten, da sieht er eine Frau, die aussieht wie eine wandelnde rote Chilischote. Sie rennt los. Ihr gewaltiger Vorbau läßt einen verträumten Studenten an reifes Obst denken. Ein Handy, so groß wie ein Elefantenkopf, das McDonalds-Zeichen, ein Mädchen

schleckt sich den Ketchup von den Fingern, Frauen, starrende Männeraugen, alles gleich, nur ausweichen ... »Dieser verdammte Mistkerl hat mich nicht mal angesehen, das nächste mal, das nächste Mal ... wenn ich zu spät komme, steht diese Kuh wieder vor meinem Schreibtisch ...« Ein Schnapsladen, nackte Frauen, kühle, abgestandene, ekelerregende Unterführungsluft und dieses Geräusch, wenn die Bahn anfährt und nicht mehr anhält. Mathilda schlägt gegen die Scheibe, hinter der der Junge mit dem viel zu großen und schweren Rucksack steht und sie angrinst. »Kleiner Scheißer!«

Heinrich hat seinen Kaffee. Die Bedienung, ein hübsches Mädchen, mit etwas viel auf den Hüften, einem silbernen Ring in der Nase und zu großen Hosen, aus denen Männershorts zum Vorschein kommen, denkt: »Ich hasse diesen Job.« Sie beschließt, ihren Abschluß nachzuholen, irgendwann. Als Heinrich geht, sieht sie ihm nach und befindet, er könnte sich ein bißchen modischer kleiden. »Sieht aus wie 'n Förster, der Typ.« Sonja biegt in die Unterführung ein, sie dreht das Radio lauter, Radiohead, ihre Lieblingsband. Das Fenster kurbelt sie hoch. Ein kalter Wind dringt in ihre kleine Welt und bringt den Geruch von kaltem Rauch und Urin mit sich. Bahnhofsgeschmack. »Quantenmechanik hat auf mich die gleiche Auswirkung wie die zichmilliarden Neutrinos, die gerade durch meine Fingerspitze donnern ... Ein Atomkern in einer Turnhalle, soviel zum Thema Kollisionsgefahr ...ein Lichtjahr Blei, um eins von den Dingen aufzuhalten ...blöd ... diese aufgeplatzte Tomate ...« McDonalds, Menschen, Tauben auf den überfüllten Mülleimern. »Es ist mit Sicherheit eine Fangfrage, ich meine, wer sperrt schon eine Katze in eine Box und wartet darauf, daß Giftgas entweicht, nachdem sich ein Atomkern entschlossen hat zu zerfallen?« Mathilda friert. Ihre Brustwarzen sind so groß wie Fünf-Cent-Münzen. Albert, 19 Jahre alt und gerade dabei, das An-der-Wand-Lehnen zu perfektionieren, bekommt einen Ständer. »Und ... nun zufrieden? Da hat er seinen Kaffee und schlürft dran, als wär's Salzsäure ... steht ja auch drauf, daß er heiß ist. Nein ... heute nicht ... zu spät, morgen ist auch noch ein Tag ... Scheiße nochmal.« In 8 Minuten fährt die nächste Bahn. »Wenigstens bekommt man dann einen Platz.« Heinrich schmeckt der Kaffee. Er denkt: »Vielleicht

ein Kaffeevollautomat.« In diesem Moment hat er das Gefühl, eine Schlange zwingt sich durch seine Beine. Er sieht nach unten. »Erwin?« Dieses Wort bekommt dem eigensinnigen Kater nicht, er rennt auf die Straße. »Blödes Vieh ... komm her!« Sonja ist in Fahrt, ihr dauert das alles viel zu lange. Sie zieht das Lenkrad nach links, fährt am Bus vorbei und singt: »I dont belong heeere.« Mathilda sieht, wie Heinrich der Katze hinterherjagt. »Viel zu groß und viel zu behäbig«, war das einstimmige Urteil aller 128 Menschen, die diesem Ereignis beiwohnten. Er machte Bewegungen wie ein Krake. Sein Mantel lag schwer in der Luft. Der Hut fiel zu Boden. Sein Haar lag wirr auf seinem großen Kopf. Mathilda wußte in dem Moment, daß sie ihn nie ansprechen würde. »Vielleicht passen wir einfach nicht zusammen.« Und plötzlich, nicht wie, sondern direkt aus dem Nichts, gab es einen dumpfen Knall.

Die Zeit. Eine Konstante. Aber sie kann sich dehnen. Menschen bemerken das zuweilen. Sie bilden sich ein, sie können die Zeit beeinflussen. Aber die Zeit entschließt, wann wer wie lange verweilt. Dieser Moment war verdammt lang. Zuerst sah Sonja die rote Katze hinter dem Bus vorkommen, »süß, gehört aber nicht auf die Straße.« Ihr linker Fuß bewegt sich im Zeitlupentempo auf das Bremspedal. Dann jemand, der aussieht, als springe er über nicht vorhandene Pfützen. Der Fuß drückt das Bremspedal durch. Die Trägheit der Körper wird spürbar. Alles will seinen Impuls erhalten, will weiter in die vorgegeben Richtung. Der Wackel-Elvis macht eine lange, tiefe Verbeugung. Ein Meer aus grün, ein Hut, ein spärlich behaarter Kopf, ein dumpfer Aufprall, ein aufgewirbelter Marionettenkörper, und dann, natürlich, das Bild von Sandra: »Wieso fährst du mit dem Auto ...« Einen infinitesimalen Augenblick ist alles starr. Eine Aneinanderreihung von Unbeweglichkeiten. Die Ledertasche ist zerrissen, Blätter flattern umher wie riesige, weiße Ur-Schmetterlinge. Sonja hat Angst. Sie denkt nicht

in diesem Moment. Ihre Schließmuskeln versagen. Mit nasser Hose steigt sie aus. Der Dämon Zeit beschließt, das normale Tempo wieder aufzunehmen. Eine Frau in Rot schreit hysterisch. Das Erkennen folgt. Ihr Professor. In blutigen Einzelteilen liegt er auf der Straße. Seine Augen schließen sich, er denkt: »Das war's«. Neben ihm sinken die Blätter zu Boden. Vier Katzen sind darauf zu sehen. Darunter steht in großen schwarzen Lettern: Die Katze ist weder tot noch lebendig – sie ist beides zugleich.



Das nächste **hEFt** erscheint am 2. April 2012

- » Offene Redaktion: 1. Februar 2012
- » hEFt-reliert am 30. März 2012
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 24. Februar 2012
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Goldfinger

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Goldfinger«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

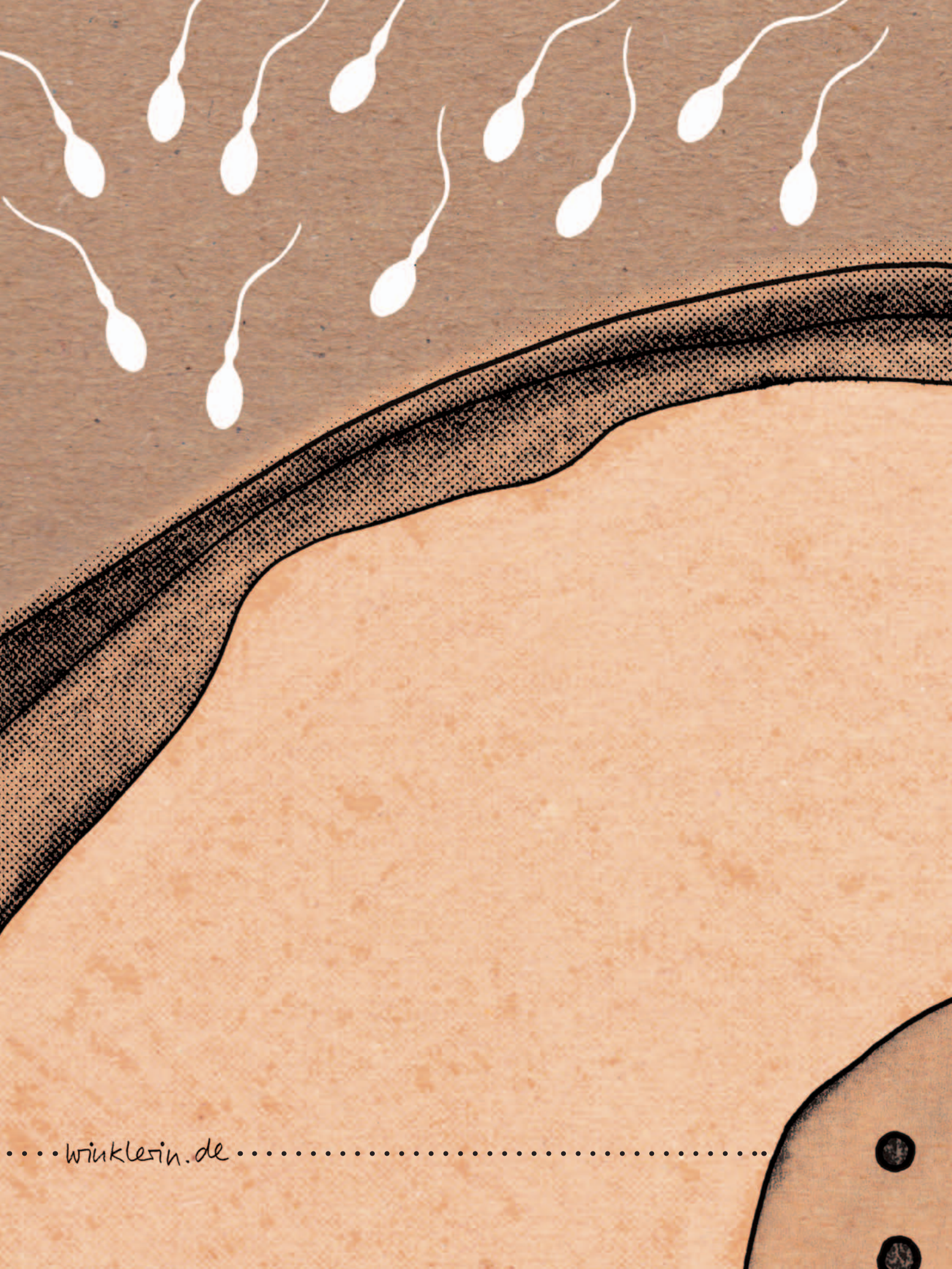
- » **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang
- » **Weimar** ACC, mon ami
- » **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena
- » **Gotha** art der stadt, KommPottPora
- » **Greiz** Alte Papierfabrik
- » **Ilmenau** TU-Campus
- » **Saalfeld** SRB Offener Kanal

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» LORENZ ADLUNG, Jg. 1989, MSc-Student, Systems Biology, wohnhaft in Heidelberg, herzlich in Erfurt, Kommentare gebraucht: lorenz.adlung@bioquant.uni-heidelberg.de » CHRISTINE ALBACH, Jg. 1989, geboren in Slawjanka (Kasachstan), studiert Germanistik und Soziologie in Jena » JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » DOMINIK BÖNISCH, Jg. 1987, lebt und arbeitet in Erfurt, fallenforest.tumblr.com » RONJA BUSCH, Jg. 1978, Erfurt » FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, [fOtoDESiGn & gRaFik, www.frankon.de](http://fOtoDESiGn&gRaFik.www.frankon.de) » PAOLO FUSI, 51, Römer » SANDRA HOLST, Jg. 1968, Thüringen » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt » STEVE KUSSIN, Jg. 1984, studiert Soziologie und Angewandte Ethik in Jena » NORMAN LAUTERBACH, Jg. 1977, lebt in Holzsußra und Erfurt » CARSTEN LINCKE, Jg. 1987, Erfurt, Studium der Kunst und Philosophie, Skeptiker » JESSICA PAESCH, freie Mitarbeiterin in der Weimarer Verlagsgesellschaft » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » RALF RUDOLPHY, Weingeist und Küchenschwabe » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » SANDRUSCHKA (Sandra Uhlitzsch), lebt und arbeitet in Weimar, sandruschka.blogspot.com » USCHI SCHMIDT, geboren 1984 in Erfurt, lebt und schreibt in Jena » MATTHIAS HEINE, 32, Schauspieler, Theaterpädagoge und Regisseur, lebt in Cottbus » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen, nix aufm Kasten » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de » KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt » LAURA CATERINA ZIMMERMANN, Jg. 1988, geboren in Karlsruhe, derzeit Studium der Erziehungs- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Erfurt



.....winklesin.de.....